Comptes rendus = Besprechungen = Recensioni

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **15 (1956)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE **INHALT** **SOMMARIO**

H. Lausberg, *Romanische Sprachwissenschaft* (H. Kuen), p. 172 – *La Vie de sainte Geneviève de Paris* p. p. L. Bohm (J. Rychner), p. 186 – A. Henry, *Chrestomathie de la littérature en ancien français* (J. Rychner), p. 189 – *Les Archives sonores des parlers de la Suisse romande et des régions voisines* (E. Wiblé), p. 190 – C. Crews, *Notes on Judæo-Spanish* (M. L. Wagner), p. 193 – J. G. C. Herculano de Carvalho, *Coisas e Palavras* (M. L. Wagner), p. 196 – H. Trümpy, *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert* (R. Hotzenköcherle), p. 201.

Heinrich Lausberg, *Romanische Sprachwissenschaft* I, Einleitung und Vokalismus, 8°, 160 S., DM 4.80; II, Konsonantismus, 8°, 95 S., DM 2.40 (Sammlung Göschen, Band 128/128a und 250), Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1956.

Die beiden Göschenbändchen *Romanische Sprachwissenschaft* von Adolf Zauner (128, I. Lautlehre und Wortlehre I; 250, II. Wortlehre II und Syntax), in 3. Auflage vor 42 Jahren erschienen, sind nicht nur im Buchhandel nicht mehr erhältlich, sondern auch gründlich veraltet. Die vorliegenden beiden Teile der neuen *Romanischen Sprachwissenschaft* der Sammlung Göschen sind, entsprechend der Fülle des Wissens, das die romanische Sprachwissenschaft der letzten vierzig Jahre zutage gefördert hat, umfangreicher geworden. Sie enthalten auf 246 Textseiten Einleitung und Lautlehre, das ist gegenüber den 111 Seiten der entsprechenden Teile im alten Zauner mehr als das Doppelte. Dadurch wird der Rahmen der neuen Darstellung wesentlich erweitert. Der «Lausberg» steht nach seinem Umfang fast in der Mitte zwischen dem alten «Zauner» und der «Romanischen Lautlehre» von Meyer-Lübke von 1890 mit 548 Seiten. Das ermöglicht ihm, die Übersichtlichkeit des Zauner bis zu einem gewissen Grad mit der Informationsfülle des Meyer-Lübke zu verbinden. Er kann nicht nur

die romanischen Sprachen, die im Zauner gar nicht oder selten erscheinen, heranziehen (Katalanisch, Rätoromanisch, Vegliotisch), sondern in stärkerem Maße auch die Mundarten.

Aber der vorliegende I. und II. Teil der *Romanischen Sprachwissenschaft* ist nicht bloß eine Umarbeitung und Erweiterung des alten Zauner, sondern auch in der Gestaltung neu (aus Bonner Vorlesungen hervorgegangen). Er bringt z. B. in der Einleitung Proben der romanischen Sprachen.

Lausberg hat im allgemeinen eine glückliche Hand gehabt, sowohl in der Anordnung des Stoffes als auch in der Auswahl der Beispiele. Vielfach kommen seiner Darstellung die Entdeckungen und Erfahrungen zugute, die er als Erforscher der altertümlichen Mundarten in Südlukanien gemacht hat (z. B. in § 158–160, II, p. 56 N 2). Er bringt manche gute neue Formulierung (z. B. II, p. 40 N 1, die Ausführungen über die Möglichkeit, daß im Toskanischen $k^{i,e}$ über $\chi^{i,e}$ zu $ś^{i,e}$ geworden ist – während Rohlfs in der *Hist. Gramm. d. it. Spr.* I (1949), p. 323, zu Unrecht annimmt, wenn *pacem*, *nucem* und *vocem* in etruskischem Munde die Aussprache *paχem*, *nuχem* und *voχem* angenommen hätte, hätte das «zur Folge haben müssen, daß diese Wörter im heutigen Toskanischen *pahe*, *nohe* und *vohe* [= *paχe*, *noχe*, *voχe*] lauten würden»; oder die Erklärung von *zână* II, p. 26). Meines Wissens wird von Lausberg zum erstenmal deutlich gesagt, daß die außertoskanische Aussprache [*bačare*] für *baciare* «völlig unhistorisch» ist, Wiedergabe «nach der Graphie» (II, p. 57 N 2), während die lebenden Mundarten in Oberitalien nur [*ž*, *ź*, *z*], im außertoskanischen Mittel- und in Unteritalien [*š*, *s*] kennen (*AIS* K. 67). Treffende grundsätzliche Erörterungen finden sich z. B. p. 81 über den Zusammenhang der Lautlehre mit den übrigen Bereichen der Sprachgeschichte, oder p. 82 über die Problematik des Begriffes «spontan», wobei nur in Z. 26 statt «im Subjekt vorweg zu nehmen» deutlicher wäre «in die Definition der sich verändernden Laute hineinzulegen»[1]. Erfreulicherweise wird die Annahme, im gesamten Urromanischen oder Vulgärlateinischen wären die freien Vokale lang, die gedeckten kurz gewesen (die von Meyer-Lübke, Zauner u. a. gemacht wurde und dadurch entstanden ist, daß man die französischen und mittelitalienischen Verhältnisse in das gesamte «Vlt.» hineinprojizierte), von Lausberg entschieden abgelehnt (§§ 155, 163). Wenn man schon aus den heutigen Verhältnissen der Romania einen einheitlichen urromanischen Zustand erschließen wollte, so würde die sprach-

[1] In sprachgeschichtlichen Darstellungen ist mit «spontan» meistens nichts anderes gemeint als «nicht durch Nachbarlaute bedingt».

geographische Lagerung der Erscheinungen eher darauf hindeuten, daß alle Vokale im Urromanischen ziemlich kurz geworden sind (cf. unten zu p. 96). Auch gegen die Verallgemeinerung des den romanischen Schriftsprachen ohne Rumänisch zugrunde liegenden Vokalsystems als «des vulgärlateinischen» wendet sich Lausberg mit Recht.

Leider hat er an manchen anderen Punkten nicht seiner Neigung widerstanden, Erscheinungen, die in einem kleinen Teilgebiet der Romania zu beobachten sind (besonders im Bereich der ihm am besten vertrauten italienischen Mundarten), für die vorhistorische Zeit auf ein großes Gebiet der Romania auszudehnen. So nimmt er an, wie im Toskanischen wäre in der gesamten Westromania bei den stimmlosen Verschlußlauten zuerst der Verschluß gelockert worden: [*sapone*], [*la parte*] wären zu einem (außerhalb der Toskana nirgends belegten) *[*saφone*], *[*la φarte*] geworden, dann wäre der stimmlose Reibelaut (im Gegensatz zum Toskanischen) im Wortinlaut stimmhaft geworden, im Wortanlaut wäre «die lautliche Diskrepanz der beiden Alternierungspartner *[*la φarte, las partes*] untragbar geworden» (aber im Toskanischen ist sie nicht «untragbar»!), und so sei *[*saφone*], jedoch nur in der «Nordhälfte der Westromania» (II, p. 31) zu *savon*, *[*la φarte*] aber wieder zu [*la parte*] geworden. Wozu diese komplizierten, nicht zu belegenden Konstruktionen für die vorhistorische Zeit, wenn doch die Annahme, im Westromanischen wären die stimmlosen Verschlußlaute zwischen Vokalen stimmhaft geworden, dann erst wäre, in Nordfrankreich schon vorhistorisch, auf andern Gebieten später, der Verschluß der inlautenden (in Spanien unter bestimmten satzphonetischen Bedingungen auch der wortanlautenden) stimmhaften Verschlußlaute gelockert worden, sehr viel einfacher ist, mehr erklärt (nicht nur die Entwicklung der stimmlosen, sondern auch der stimmhaften Verschlußlaute) und gut belegt ist. Das einzige vermeintliche und auch nur indirekte Argument für die sonst ganz in der Luft hängende Theorie einer Entwicklung von [*la parte*] über *[*la φarte*] zu [*la parte*] in der Westromania (II, p. 95), nämlich afr. *foiz* (*foiiée*) aus *vice* (*vicata*) ist sehr brüchig. Das *f-* von afr. *foiz* (*foiiée*) kann nämlich viel einfacher als aus «Rekomposition» aus dem bekannten Bestreben erklärt werden, die Zahlwörter deutlich zu artikulieren (cf. die gegen die Regel erhaltenen Auslautkonsonanten in neufranzösischen Zahlwörtern). Aus diesem Bestreben ist zu verstehen, daß in *deus*, *trois*, *cinc*, *sis*, *set*, *uit*, *nuef*, *dis*, *cent* **voiz* statt der gewöhnlichen regressiven Assimilation progressive eingetreten ist: [*tsĩŋk* **voi̯ts*], nicht wie gewöhnlich zu *[*tsĩŋg voi̯ts*], sondern zu [*tsĩŋk foi̯ts*] (cf. H. Rheinfelder, *Altfranzösische Grammatik*, München ²1955, p. 156). – Auch die Übertragung

der Umlautdiphthonge des *ę* und *ǫ* auf Wortformen, in denen kein umlautbewirkender Auslautvokal vorhanden ist, wie sie Schuchardt für das Italienische angenommen hat, wo man immerhin noch mit den plurallosen Formen *bene* und *nove* argumentieren kann, dehnt Lausberg auf die Gesamtromania aus (p. 107, 121), auf Gebiete, wo auch solche Argumente wie it. *bene*, *nove*, *mele* fehlen (afr. *bien*, *nuef*, *miel*, sp. *bien*, *nueve*, *miel*). Er braucht dann willkürliche Annahmen, um die ganz andersartigen Verhältnisse zu erklären, unter denen der Diphthong (z. B. im Spanischen) erscheint. Es ist unwahrscheinlich, weil im Gegensatz zur Erfahrung stehend, daß der bei den meisten Wörtern viel häufiger gebrauchte Singular sich nach dem Plural gerichtet haben soll, statt umgekehrt. Und warum soll im Rumänischen *ǫ* vor auslaut. lat. *-ŭ* und *-ĭ* zuerst zum Diphthongen *uo* geworden sein (p. 120, Z. 16), der nirgends belegt ist, dann erst zu *o*? Warum soll nicht einfach vor den hohen Auslautvokalen die Zungenstellung des *ǫ* etwas erhöht worden sein? Weil *ę* zu *ie* geworden ist? Aber dieses ist belegt und ist geblieben; schon das zeigt uns, daß sich *ę* und *ǫ* keineswegs immer parallel entwickeln müssen, sie sind zwar in der Zungenhöhe gleichartig, aber in anderem (z. B. der Länge des Resonanzraumes im Munde, von dem der helle oder dunkle Klang abhängt) entgegengesetzt. Ebenso hat sich unbetontes *-e* im Rumänischen anders entwickelt als unbetontes *-o*, unbetontes *-i* anders als unbetontes *-u*! – Auch sonst macht sich in Lausbergs Erklärungen eine gewisse Neigung zu kühnen Verallgemeinerungen geltend. Er läßt «die regionale Variation des gesprochenen Lateins» noch auf die Zeit des Imperiums zurückgehen und nachher nur noch «die Festigung der Variationen und die gegenseitige Abgrenzung der entsprechenden Räume» vor sich gehen. (p. 44, Z. 11 v. u. ss.). – Er läßt «die Lautung [*čі*] der Stufe [*bračči̯u*] auf die Lautung des [*k*] vor *i*, *e* übertragen werden», ohne zu bedenken, daß das Schwanken zwischen *brak̯u* und *brak̑u*, *brat'̯u* usw. längst abgeschlossen war, als die Palatalisierung des *k* vor *i*, *e* einsetzte, sogar in jüngster Zeit von neuem in dial. fr. *qui* [*či*], *curé* [*čüré*] usw. Lausberg schafft den gelehrten, pleonastischen[1] Ausdruck «strukturelle Phonemkombinationsanalogie» (II, p. 44, Z. 6 v. u.) und verwendet ihn auch dort, wo man schlicht von dem Ersatz ungewohnter Laute durch gewohnte («Lautersatz», oder meinetwegen «Lautsubstitution») sprechen könnte (p. 107, Z. 14). – Eine wenig glückliche Spekulation ist auch die Annahme, in der westlichen Romania wäre *pt* über *φt* zu *t* geworden, ohne die Stufe *tt*; diese westromanische Entwicklung stünde dann in Parallele zu der-

[1] In «Phonem» liegt das «Strukturelle» schon enthalten.

jenigen von *-ct-* (II, p. 50, § 428). Aber gerade ein wesentlicher Zug der Entwicklung von *-ct-* in der Westromania, nämlich die Vokalisierung (*ct* zu *i̯t*), fehlt bei der von *-pt-*. Bestünde wirklich eine Parallele, so wäre *septe* > **seu̯te*, *ipse* > **eu̯s* zu erwarten.

Zur Erklärung dafür, daß die Entwicklung von $g^{i,e}$ nicht überall der von $k^{i,e}$ parallel verläuft, bedürfte es nach Lausberg (II, p. 15, Z. 16 ss.) einer phonologisch-geographischen Analyse. Notwendiger wäre erst einmal eine phonetische Analyse. Sie würde zeigen, daß und warum das Reibegeräusch bei stimmlosen Konsonanten, wo der Luftstrom ungehemmt durch die offene Stimmritze strömen kann, stärker sein muß als bei den stimmhaften, wo die Luft durch die in rascher Folge sich nur wenig öffnende und gleich wieder schließende Stimmritze nur in winzigen Mengen entweichen kann. Daraus erklärt sich auch, daß im Altfranzösischen und Provenzalischen [*z*] vor Konsonant früher und auf weiterem Gebiet verstummt ist als [*s*]: afr. *beste – di(s)ner*, prov. (in den meisten Mda.) *besto – dina*. – Die phonetische Beschreibung ist bei Lausberg nicht immer zutreffend, cf. unten die Bemerkungen zu p. 47, 48, 50, 56, 59, 60 (§§ 84 s.), 66, 75, 124, 130, 135, 148, II, p. 38 (Z. 3 v.u.), 43, 59, 75 (Z. 13 u. 15). – Viele, auch phonetisch geschulte Linguisten sind doch stärker vom Buchstaben abhängig, als sie es merken. Eine papierene Phonetik ist es z.B., wenn p. 52, Z. 2 s., gesagt wird, lange Konsonanten würden meist «in zwei Hüben mit zwei Druckmaxima» gesprochen (aber gut ist die Definition der Geminaten in Z. 11 ss.) und wenn II, p. 50, rum. *îns* nicht durch den Einfluß des Präfixes *în-* (cf. *înşi* neben *îşi*), sondern durch «Geminatendissimilation» (also $s + s > n + s$!) erklärt wird. Die Mittelzungenvokale werden häufig, nicht nur von Lausberg (cf. unten zu p. 47, 48 und 77), sondern auch von andern Linguisten, ja selbst von zünftigen Phonetikern als solche nicht erkannt und vernachlässigt, weil es im Lateinischen keine gab und daher auch keine Buchstaben für sie im lateinischen Alphabet.

Wenn auch in dem knappen Rahmen der Göschenbändchen für wissenschaftliche Kontroversen im allgemeinen der Raum fehlt, so möchte man doch bei dem einführenden Charakter des Werkes in manchen Fällen wünschen, daß eine geläufige Erklärung, die von Lausberg durch eine andere ersetzt wird, nicht einfach totgeschwiegen wird. (Cf. unten zu p. 86; II, p. 19, Z. 8 v.u.; II, p. 37, Z. 16).

Im übrigen orientiert das Werkchen die Studierenden oder Lehrer einer romanischen Sprache, die durch den Blick über die Zäune ihres Spezialgebietes ihren Gesichtskreis erweitern und ihr Verständnis des eigenen Faches vertiefen möchten, sowie die interessierten Vertreter der Nachbardisziplinen recht gut über die Ergebnisse der romanistischen Sprachforschung.

Es ist klar, daß die Behandlung eines so ungeheuren Gebietes, wie es die Lautlehre der Romania ist, nicht in allen Einzelheiten gleich zum erstenmal ganz befriedigend ausfallen kann. Im folgenden stelle ich einige Anregungen zu Änderungen oder Ergänzungen für eine Neuauflage zusammen:

Zu p. 6 s.: Warum soll der Student in der knappen Zeit seines Studiums das Italienische und das Spanische «zunächst ohne ausgesprochen sprachhistorische Zielsetzung» (p. 6) praktisch erlernen und sich «erst, wenn er sich eine gründliche Kenntnis der französischen Sprachgeschichte ... angeeignet und sich praktisch in das Italienische und Spanische eingearbeitet hat, dem Studium der historischen Grammatik der übrigen Sprachen zuwenden» (p. 7)? Dann dürften nur äußerst wenig Studenten das vorliegende Büchlein benützen! Ich selbst habe große Erleichterung meines praktischen Spanisch-Studiums dadurch erfahren, daß ich mich schon vorher mit der historischen Grammatik und dem Altspanischen vertraut gemacht hatte. Mehrere romanische Sprachen habe ich mit Vorteil gleichzeitig praktisch und sprachgeschichtlich studiert. – Zu p. 8, Z. 27 s.: Die Verwendung der Zeichen *ą* und *ą̊* für vorderes und hinteres *a* ist nicht glücklich, weil sich diese Zeichen für die «offenen» und «geschlossenen» Vokalvarianten sonst immer auf den vertikalen Abstand vom Munddach beziehen, während die beiden *a*-Laute durch die horizontale Lage unterschieden sind (weshalb auch die einen Werke *ą* für den vorderen, die andern für den hinteren *a*-Laut verwenden). Es wäre deshalb besser, [a] und *a*, oder *a* und *å* zu verwenden. Übrigens wird die Differenzierung des *a* im Neufranzösischen (*å* hauptsächlich aus älterem langem *a*), Kt. und Pg. (*å* vor velarisiertem *l* und *u̯*) in dem einschlägigen Abschnitt (§ 173 ss.) gar nicht erwähnt. – Zu p. 10, Z. 5: Zur Schreibung des Altfranzösischen füge hinzu: *c* vor *e*, *i* und *-z* bis zum 13. Jh. als [*ts*], *g* vor *e*, *i* als [*ǧ*], *ch* als [*č*]. – Zu p. 10, Z. 25: Nach «flüchtig» ist hinzuzufügen «und offen». – Zu p. 11, Z. 8 v.u.: Nach «Altfr.» ist einzufügen «und Rtr.». – Zu p. 12, Z. 8: Nach «Auslaut» ist einzufügen «und vor stimmlosen Konsonanten», ebenso in der letzten Zeile überm Strich. – Zu p. 16 ss.: Die Ordnung, in der in den §§ 6–27 die romanischen Sprachen erscheinen, ist unverständlich. Erst geht der Verf. vom Französischen aus nach Westen (Fr., Pr., Kat., Sp., Pg.), dann vom Italienischen aus im Kreis herum (It., Sd., Rtr., Rum., Dalm.). – Zu p. 16, letzte Zeile überm Strich: Neben Villon sollte für das Mittelfranzösische auch der Maître Pathelin genannt werden. – Zu p. 19, Z. 1 s.: Hinter «Sprachraum» würde besser hinzugefügt «im engern Sinn» und statt «Sprachgebiet» wäre besser «Dialektgebiet». – Zu p. 28, Z. 3 und 6: Statt «florentiner» muß es heißen «Flo-

rentiner». – Zu p. 43, Z. 13 v.u.: Statt «lombard.-venez. Mundart» sollte es heißen «lombard. oder venez. Mundart». – Zu p. 47: «Die einzelnen Vokale einer Sprache können sich» (wenn man sich schon so allgemein ausdrückt) nicht nur durch ihre Qualität und Quantität, sondern auch durch ihre Tonstärke und ihre Tonhöhe unterscheiden. – Zu p. 47, Z. 4 v.u. überm Strich: Nach «flachliegende» ist zu ergänzen «oder mit der Mitte des Zungenrückens gegen die Mitte des Munddaches emporgehobene». – Zu p. 48: Warum die Vokale umgekehrt angeordnet sind (*a* oben, *i*, *u* unten), wie ihre Artikulationsstelle (Enge zwischen Zunge und Munddach) in Wirklichkeit angeordnet ist (*i*, *u* höchste, *a* tiefste Zungenstellung), verstehe ich nicht. Die palat.-gerundeten werden in Wirklichkeit ungefähr an derselben Stelle gebildet (nur unwesentlich weiter rückwärts) wie die palatalen. Die Stellung der *ü*- und *ö*-Laute im Lausbergschen Vokaldreieck in der Mitte zwischen den *i*, *e*- und den *u*, *o*-Lauten ist irreführend. An dieser Stelle sollten die Mittelzungenvokale (rum. *î* und *ă*, pg. und kt. [ɒ], fr. [ə] – gerundet) stehen. Rum. *î* ist nicht ein «velar-gespreizter» Vokal, sondern ein Mittelzungenvokal (cf. Kuen, *El dialecto de Alguer*, 1934, p. 33–36; A. Rosetti, *Bulletin Linguistique* III, 1935, 85–112; Alf Lombard, *La prononciation du roumain*, 1935, p. 122–126). Auch der «Indifferenzlaut» würde besser als Mittelzungenvokal bezeichnet. – Zu p. 50, Z. 5: Nicht das passiv vom Gaumensegel herabhängende Zäpfchen, sondern das Gaumensegel ist unter den Artikulationswerkzeugen zu nennen, wie es unten (Z. 26) richtig geschieht. – P. 51, letzte Zeile überm Strich: Es ist nicht glücklich, die «stimmhaften Laute» (gemeint sind hier die stimmhaften Konsonanten) als «Lenes» zu bezeichnen, denn es gibt auch stimmlose Lenes. – Zu p. 53, Z. 4 v.u.: Nach [*ğab*] wäre auch noch *qui* [*či*], *écume* [*ečüm*] usw. anzuführen. – Zu p. 54, Z. 3 v.u. überm Strich: Warum in die Ferne schweifen? Der stimmlose bilabiale Reibelaut *φ* kommt nicht nur im Japanischen vor, sondern auch im Vulg.-Tosk. [*saφone*] *sapone* und im Südspanischen [*la φotah*] *las botas*. – Zu p. 55, § 62: Statt «alveolare» wäre besser «apikale» Reibelaute (denn auch das dorsale *s*, z. B. des Französischen, ist ein «alveolarer» Reibelaut). – Zu p. 56, Z. 1 ss.: Wenig glücklich ist es, von einer «Reibung der Vorderzunge mit dem gegenüberliegenden Vordergaumen», «der Hinterzunge mit dem Hintergaumen» zu sprechen, statt von einer Reibung der Luft zwischen Vorderzunge und Vordergaumen, Hinterzunge und Hintergaumen. Außerdem ist die Beschreibung des [*š*] und [*ž*] ungenau, denn das Wesentliche bei diesen Lauten ist, daß der Zungensaum weiter zurückliegt als beim *s*, auch beim apikalen, und daß die Rille breiter ist; meist kommt auch noch etwas Lippenrundung hinzu. – Zu p. 57 N 2: Statt «*ϑ*, *φ*, *χ*»

sollte es, wie in Z. 6, in der Reihenfolge der Artikulationsstelle von vorne nach rückwärts «φ, ϑ, χ» heißen. – Zu p. 58, Z. 9: Nach «zweite» sollte eingefügt werden «oder auch (z.B. in sp. *ie*, *ue*) erste». – Zu p. 59, Z. 3: Statt *Peitsche* wäre besser *Mädchen*. – P. 60, § 81: Der stimmlose laterale Reibelaut *ɬ* kommt in sardischen Dialekten vor [*iɬtíu*] < *aesti(v)u*. – Zu p. 60, § 84: Nicht der velare Lateral, d.h. der mit mittlerer Berührung des hinteren Zungenrückens gegen das Velum gebildete, wie er im Deutschen vielfach in *Glas* gesprochen wird – ich kenne ihn aus keiner romanischen Mundart außer dem Buchensteinischen –, sondern der velarisierte Lateral, mit mittlerer Berührung der Zungenspitze gegen die Alveolen und gleichzeitiger Hebung der Hinterzunge gegen das Velum gebildet, spielt im Romanischen (z.B. heute noch im Kt. und Pg.) eine große Rolle. – Zu p. 60, § 85: Beim Zungenspitzen-*r* vibriert die Zungenspitze nicht gegen die Hinterfläche der Schneidezähne, sondern gegen das Munddach hinter den Schneidezähnen, also gegen die Alveolen oder die Grenze zwischen Alveolen und hartem Gaumen. – Zu p. 64, Z. 16 u. 18 u. öfter: Es würde viel Verwirrung beseitigen und wäre aus didaktischen Gründen sehr zu begrüßen, wenn man die Doppeldeutigkeit von «offen» und «geschlossen» dadurch vermeiden würde, daß man die Vokale nach der Stellung in der Silbe als «frei» und «gedeckt» bezeichnen würde, wie es L. manchmal (z.B. p. 65 und 66, aber leider nicht immer) tut, und nur nach dem Abstand der Zunge vom Munddach als «offen» und «geschlossen». – Zu p. 66, Z. 13: Statt [*káo/ʃən*] sollte es heißen [*kháo/ʃn*]. – Zu p. 67, Z. 9 v.u.: Man könnte auch noch afr. *uo* > *ue* und friaul. *ie* > *io* nennen. – Zu p. 72, N 1: Nach «Ital.» muß hinzugefügt werden «und Rum.», nach *colláborano* irgendein rum. Beispiel, wie *púrecele*. – Zu p. 73, Z. 10: Statt «und hier besonders im Fr. verbreitet» wäre besser «verbreitet und besonders früh im Fr. eingetreten». – Zu p. 74, Z. 2 v.u. überm Strich: Nach «Anlaut» muß hinzukommen «und nach *m*», nach [*bino*] ein Beispiel, etwa *envió un buen vino* [*embió um bu̯em bino*]. – Zu p. 74, letzte Zeile überm Strich: Vor «bilabialer» müßte es heißen «stimmhafter». – Zu p. 75, Z. 27: Es stimmt nicht, daß sich die Phoneme der Anlautkonsonanten von dt. *Kasse* und *Gasse* «nur im Merkmal Stimmton» unterscheiden, sie unterscheiden sich auch im Merkmal Behauchung [*khásə – gásə*]. – Zu p. 76, Z. 1 ss.: Wenig glücklich ist der Vergleich mit dem System der chemischen Elemente. Während es viele verschiedene, historisch und sozial bedingte phonologische Systeme gibt und die tatsächlich gebildeten Laute in ihnen in sehr verschiedener Weise zu einheitlichen Phonemen zusammengefaßt (z.B. Zungenspitzen-*r* und Zäpfchen-*r* im Französischen) oder als verschiedene Phoneme auseinandergehalten

werden (z.B. ر und غ, d.i. Zungenspitzen-*r* und mit dem französischen Zäpfchen-*r* identischer Reibelaut im Arabischen), gibt es nur ein System der chemischen Elemente, in dem jedes Element seinen bestimmten Platz hat. – Zu p. 77: Das «Vokaldreieck» steht wieder auf dem Kopf, und die gerundeten Vorderzungenvokale nehmen den Platz ein, an den der hier fehlende Mittelzungenvokal *ə* gehört. – Zu p. 79, § 128: Es wäre gut, wenn auch auf den wesentlichen Unterschied hingewiesen würde zwischen den Phonemen, die für sich und als solche keine «Bedeutung» haben, und den höheren Einheiten: den Wörtern, Flexions- und Wortbildungselementen, Syntagmen und Satztontypen, die als solche sinnerfüllt sind. – Zu p. 79, Z. 19: Nach [*ü*, *ö*] fehlt «auch keine Nasalvokale und keine Mittelzungenvokale (fr. [*ə*, *ɛ̃*, *œ̃*])». – Zu p. 80, Ende des § 129: Der Satz «Der (!) Sprachwandel ist ... ‚gesetzmäßig', ... im Sinn einer ... sinnvollen, geordneten geschichtlichen Entwicklung ‚teleologischer' Tendenz» geht viel zu weit; gewiß sind Tendenzen zur Ordnung im Sprachwandel, auch im Lautwandel, festzustellen, doch gibt es unbestreitbar viele Vorgänge, die der Ordnung zuwiderlaufen, die sie hemmen, stören, an vielen Stellen zerstören. – Zu p. 80, Z. 4 v.u. überm Strich: Statt «Begründung» würde ich «Erklärung» vorziehen. – Zu p. 83, Z. 22: Nach «ist» füge ein: «ursprünglich», vor [*šā*] füge ein: «[*tšant*] > [*tšānt*] > *tšāt*]. – Zu p. 84, Z. 21: «nur sporadisch» ist nicht zu verantworten (cf. viele regelmäßig durchgeführte «Umlauterscheinungen»). Es müßte durch «oft» eingeschränkt werden. – Zu p. 84, § 134: Zum ‚vorgreifenden Umlaut' könnte man auch die Erscheinung anführen, die M. Grammont, *La Prononciation Française*, Traité Pratique, 1930, p. 41, beobachtet hat: [*prèsō*], aber [*présé*] usw. – Zu p. 85, Z. 15: Vor «anzuähneln» fehlt «lautlich». – Zu p. 86: Die neue Erklärung der Endung *-ŭmus* durch W. Hermann ist nicht sehr überzeugend, die alte (nach *sŭmus*) kann durch viele Parallelen gestützt werden (so ist das *-c* der besonders häufig vorkommenden Verbalform *dic* in manchen katalanischen Mundarten auf fast alle Verba als Endung der 1. Pers. Sg. Ind. Präs. übertragen worden). – Zu p. 95: Kopfstand des lat. Vokaldreiecks (cf. zu p. 48 und 77). – Zu p. 96, 1. Abs.: Nach dem Zeugnis der konservativen Randgebiete (romanische Sprachen der Pyrenäenhalbinsel und Rumänisch) wurden sämtliche Vokale des «quantitätslosen» Vokalismus wahrscheinlich eher kurz als lang gesprochen. – Zu p. 102: Warum sollte in dem «nördlichen Teilraum der Westromania» der phonetisch wohl vorhandene, aber phonologisch irrelevante kleine Unterschied der Dauer zwischen gedeckten und freien Vokalen nicht unter dem Einfluß des germanischen Superstrats, bei dem Länge und Kürze phonologisch relevant waren, phonologisch und dann

auch phonetisch gefestigt und verstärkt worden sein? Der Begriff des «Fortschrittlichen» ist nur eine Beschreibung, keine Erklärung. Daß ursprünglich auch in Nordfrankreich ein Langvokal in gedeckter Silbe keineswegs eine «Unverträglichkeit» war, zeigt afr. *füst* (nicht **fost*) < *fūste*. – Zu p. 103, in der Übersichtstafel, 2. Rumänisch: Statt *eá* . . . *oá* wäre genauer *ęá* . . . *ǫá*. – Zu p. 104, Z. 1 ss.: «längere Erhaltung der alten Quantitäten der velaren Vokale (vermutlich) in der Gesamtromania» halte ich so lange für ganz unwahrscheinlich, als mir Lausberg nicht ein Idiom oder eine Mundart nachweist, in der es Quantitätsunterschiede nur bei den velaren, nicht bei den palatalen und Mittelzungenvokalen gibt. – Zu p. 107, Z. 21 s.: Unbewiesen ist die Hypothese, kat. *ę* aus vlt. *ę* sei über die Zwischenstufe *ie* entstanden, von einer solchen ist nirgends eine sichere Spur zu finden (cf. F. de B. Moll, *Gramática Histórica Catalana*, 1952, § 38, p. 69 s.; A. Badía Margarit, *Gramática histórica catalana*, 1951, § 48.). – Zu p. 109, Z. 11 s.: «Die Monophthongisierung von **ai* [aus *a* in freier Stellung] > *ę* verliefe dann parallel der von *au* > *ǫ*.» Nein, denn *au* wird auch nebentonig zu *o*, während freies *a* in nebentoniger Stellung nicht (über **ai*) zu *ę* wird. – Zu p. 109, Z. 26: Für den, der entgegen dem Rat des Verf. dessen Büchlein benützt, bevor er das Spanische und Portugiesische praktisch beherrscht (hoffentlich tun das viele!), wäre nicht überflüssig, nach pg. sp. *caldo* die Bedeutung «Fleischbrühe» hinzuzufügen, durch die es sich von it. *caldo* usw. unterscheidet. – Zu 110, Z. 13: «festgestellt» wurde die «Verallgemeinerung eines ursprünglichen Umlaut-Diphthongen» nicht, nur von einigen Romanisten vermutet. – Zu 110, Z. 24: Statt kt. *cǫll* (so hat auch Vogel) lies *cǫll* (P. Fabra, *Gramática de la lengua catalana*, 1912, p. 370). – Zu p. 112, Z. 23: Vor «*boace*» ist einzufügen «(dial.)». – Zu p. 113: Die keltische Substrattheorie wird einfach damit abgetan, daß L. sagt: «ist unbewiesen». Was heißt «unbewiesen»? Ein mathematisch stringenter Beweis ist natürlich nicht zu erbringen. Bei den «Beweisen» für diese Theorie handelt es sich, wie bei so vielen historischen Schlüssen, um Wahrscheinlichkeitsbeweise. Ich kann nur beweisen, daß bei einem Zweisprachigen, der in seiner Muttersprache kein *u*, nur einen *ü*-artigen Laut und *o* kennt, die Substitution des *u* durch den *ü*-artigen Laut in der zweiten Sprache möglich ist, denn ich habe selbst gehört, wie der zweisprachige Wirt der [*čá:za néa*] von Colfuschg (*Colfosco*) im obersten Gadertal, der in seiner Heimatmundart kein *u* kennt, nur einen *ü*-artigen Laut (gerundeten Mittelzungenvokal), zu mir auf deutsch sagte: [*das tsímmər išt gü:t*] (mit *ü* = gerund. Mittelzungenvokal). Daß das auch bei den Galliern, die lateinisch sprachen, so war, kann ich nicht beweisen. Immerhin erklärt die keltische Substrattheorie

wenigstens die ungefähre geographische Verbreitung der Erscheinung, während die Erklärung des Verf. genau so sehr oder so wenig «unbewiesen» ist, aber nicht erklären kann, warum z.B. im Venezian., Mittelitalien., Kt. und Pg., wo ja auch 3 Velarvokale (*u*, *ǫ* und *ǫ́*) unterschieden wurden und noch werden, das *u* nicht «nach *ü* ausgewichen ist, um die velare Skala zu entlasten». – Zu p. 115, Z. 14: Statt «Silbenlaut» soll es heißen «Silbeninlaut». – Zu p. 117, Z. 14: **hǫco* würde nicht afr. *-uec*, sondern *-ueu*, *-ieu* ergeben haben! – Zu p. 119, Z. 25: Statt *dǫrca* lies *pǫrca*. – Zu p. 124, N 1: Statt *pę́ito*, *vę́jo* ist [*pvi̯tu*], [*vvžu*] (mit Mittelzungenvokal *ɒ*, nicht mit *ę́*) zu lesen. – Zu p. 124, N 2: Statt *lǫtta* ist *lǫtta* zu lesen. – Zu p. 128, Z. 16: Nach «Im Ital.» wäre einzufügen «und im Mittelfranzösischen (cf. § 210, Abs. 3)». – Zu p. 128, Z. 30: Vor «Pg.» ist einzufügen «Nord-». – Zu p. 130, Z. 15: Statt «velares» soll es heißen «velarisiertes». – Zu p. 130, § 223: Der Zungenspitzenvibrationslaut *r* wird keineswegs mit «flacher (gestreckter) Stellung des Zungenrückens» gesprochen. Es wäre auch nicht ersichtlich, warum die «flache» Haltung des Zungenrückens öffnende Wirkung haben sollte. Die palatalen Konsonanten, die mit flachem Zungenrücken gebildet werden, haben im Gegenteil häufig schließende Wirkung (= erhöhen die Zungenstellung). Gerade weil beim Zungen-*r* der Zungenrücken in der Mitte (Rillenbildung!) ziemlich tief steht, hat der Laut öffnende Wirkung auf vorausgehende Vokale. – Zu p. 133, Z. 19 u. 20: Statt «offene» wäre entsprechend zu «freie» (Z. 5 und 24) besser «gedeckte» wie Z. 4. Ebenso p. 134, Z. 3 u. 4. – Zu p. 135, Z. 15: Die Formulierung «die Nasalierung bleibt in gedeckter Stellung bis heute bestehen» ist falsch, denn die Nasalierung des Vokals bleibt auch im Auslaut bestehen, nur wird der Nasalkons. im Auslaut und vor Reibelaut nicht gesprochen. Es muß heißen: «Der Nasalkonsonant wird vor Verschlußlaut gesprochen.» – P. 135, Z. 22: Nach *lã* sollte eingefügt werden [*lɒ̃*], nach *mão* [*mɒ̃u̯*]. – P. 135, Z. 11 v.u.: Wenig glücklich ist die Formulierung, daß *-i̯-* «hinter betontem *i* nasalen Charakter [*ñ*] bewahrt», denn *-i̯-* hat keinen nasalen Charakter, kann ihn deshalb auch nicht bewahren. Es handelt sich vielmehr darum, daß die Nasalierung (Gaumensegelsenkung) des vorausgehenden Vokals auf das *i̯* ausgedehnt wird und in dem so nasalierten *ĩ̯* durch weitere Hebung des Zungenrückens die palatale Enge in einen palatalen Verschluß (+ Gaumensegelsenkung = palatalen Nasal) übergeht. – Zu p. 137, Z. 17: Statt «Bündnerromanischen» muß es heißen «Rtr.», denn auch das Zentralladinische und das Friaulische haben *au* bewahrt (grödn. *iə au̯də* < *audio*, friaul. *au̯r* < *aurum*). – Zu p. 137 N 1: «*ill(a)'uricula*», cf. aber App. Probi 83 «*auris ñ oricla*», nicht *n*-! – Zu p. 137, N 2: Entweder müßte man sagen: «in einigen Wörtern

wie» oder man müßte noch *olla, oricla* (*aulla, auricula*) hinzufügen. – Zu p. 146, § 265: Außer fr. *vrai* könnte auch noch kt. *brenar* < *m(e)rendare, veritat* [*britát*] angeführt werden. – Zu p. 148, N 1: Statt «Flüsteraussprache» muß es heißen «Hauchaussprache». – P. 149, Z. 23: Statt «pr. *ven*» empfiehlt sich «pr. *ve(n)*». – P. 151, Z. 4 v.u.: «fast» ist zu streichen». – Zu II, p. 6, Z. 8: Nach «kt.» ist einzufügen «z.T.». – Zu II, p. 6, Z. 28: Vor «Pg.» ist einzufügen «z.T. im Kt.». – Zu II, p. 8, Z. 6 s.: Statt «was auch baskischer Lautgewohnheit entspricht» müßte es genauer heißen: «auch bask. *err-* (*errege, Erroma* usw.)». – Zu II, 10, Z. 14: Nach «nordit.» könnte hinzugefügt werden: «hier in einigen Mundarten zu *h* geworden, in anderen durch *f* ersetzt». – Zu II, p. 11, Z. 8 s.: «ohne ernstliche Bedenken», cf. aber M. Friedwagner, *Zur Aussprache des lateinischen C vor hellen Vokalen*, Hauptfragen der Romanistik, Festschr. f. Phil. Aug. Becker, 1922, p. 37–49. Die Stufe *č* ist kaum überall gleichzeitig eingetreten. – Zu II, p. 11, § 314: Die in einem Teil des Mallorkinischen eingetretene Palatalisierung des wort- und silbenanlaut. *k* und *g* vor *a* ([*ḱáβrʊ, bóḱʊ, ǵáḷ*] sollte erwähnt werden. – Zu II, p. 12, Z. 9 v.u.: Nach «diese» ist «dort» einzufügen (cf. zu p. 11, Z. 8 ss.). – Zu II, p. 14, Z. 7 v.u. überm Strich: vor «im Kat.» ist einzufügen «(nur satzanlautend)», nächste Zeile nach «Pg.» ist einzufügen «und Kat.». – Zu II, p. 15, Z. 14: «umgekehrt» ist nicht am Platz. – Zu II, p. 18, Z. 4 v.u. überm Strich: Nach «Sprachen» ist hinzuzufügen: «außer Rtr.». – Zu II, p. 19, Z. 4: Vor «Sp.» ist «Gaskogn.» einzufügen, dort ist in altfranzösischen Lehnwörtern das gesprochene *h* ebenfalls durch das eigene, aus *f* hervorgegangene wiedergegeben worden. In Z. 3 und 5 müßte es statt «fr.» genauer «altfrz.» heißen. – Zu II, 19, Z. 8 v.u. überm Strich: Nach *grassus* wäre hinzuzufügen «(begünstigt durch das danebenstehende *grossus*)». – Zu II, p. 20, Z. 8 v.u.: «Vor südit. *ččave* ist einzufügen «nordit. *čaf*». – Zu II, p. 23 N 3, und p. 64, Z. 25: Warum stützt sich L. für die Entwicklung von *qui* im Zentralladinischen auf einen so fragwürdigen indirekten Beleg aus der Sekundärliteratur wie das angebliche «zentrallad. *franžela*», statt von der Entwicklung von *quindecim, quis, quaerit, quid* auszugehen (cf. z.B. Th. Gartner, *Handb. d. rätorom. Spr. u. Lit.*, 1910, p. 195–198)? Dieses «zentrallad. *franžela*» stammt wohl aus dem «grödn. *franžela*» des *REW*. Aber es ist für das Grödn. weder aus Vian, Gröden 1864, noch aus Gartner, *Gredner Mundart*, 1878, noch aus Gartner-Fezzi, *Ladin. Wörter aus den Dolomitentälern*, 1923, noch aus Lardschneider, *Wörterbuch der Grödner Mundart*, 1933, zu belegen. Es stammt wohl aus dem nicht immer zuverlässigen Christian Schneller, *Die romanischen Volksmundarten in Südtirol*, 1870, p. 235: «*Fransela* [enb.

bad.] s.f. Spatze, Sperling.» Doch kommt es weder in den älteren Quellen noch in meinen eigenen Aufnahmen aus dem Enneb. und Abteital vor. In der Bedeutung «Fink» ist zentrallad. nur *fiŋk*, bzw. *fliŋk* (auch *kimpl*), in der Bedeutung «Spatz» nur *špatsúŋ* (enn.) *špots*, fass. auch *pášero* zu finden. Wahrscheinlich hat Schneller das friaul. *franzela* irrtümlich als «enn. bad.» und Meyer-Lübke dieses irrtümlich als «grödn.» bezeichnet. – Zu II, p. 29, Z. 9: Nicht besonders glücklich scheint mir die Verwendung des Ausdruckes «postvokalisch» zu sein, weil die vorkonsonant. Konsonanten vielfach anders behandelt werden als die intervokalischen. – Zu II, p. 31, Z. 16 ss.: Wenig wahrscheinlich ist die Annahme, im Norden der Westromania wären die stimmlosen intervokalischen Verschlußlaute *p*, *t*, *k* über *φ*, *ϑ*, *χ* und nicht über *b*, *d*, *g* zu *v*, *ð*, *γ* geworden, es wäre also zuerst der Verschluß gelockert, dann erst der Laut sonorisiert worden. (Cf. oben, p. 174). – Zu II, p. 31, N 1: Wenig wahrscheinlich ist auch die Erklärung der hochdeutschen Lautverschiebung durch die Berührung mit Alpenromanen, die die hypothetische Spirantisierung gehabt hätten, denn die Bedingungen der hochdeutschen Verschiebung der stimmlosen Verschlußlaute (in Wortanlaut und Gemination zur Affrikata – so nirgends im Roman. – intervokal. zur Spirans, aber nirgends stimmhaft wie die roman. intervokal. Konsonanten) sind ganz anders als die der hypothetischen Spirantisierung. – Zu II, p. 32, Z. 7 ss.: Wenig wahrscheinlich ist endlich die Annahme, der Übergang vom stimmlosen Verschlußlaut zum stimmhaften Reibelaut gehe im Logud.-Campid. über die Zwischenstufe des stimmlosen Reibelauts. Von dieser angenommenen Zwischenstufe ist nirgends eine Spur zu finden. – Zu II, p. 33, Z. 8 v.u.: Statt «Kt.» muß es heißen «auf einem Teil des kt. Gebietes» (unter sp. Einfluß). – Zu II, p. 35, Z. 3: Fr. *profond* könnte auch halbgelehrt sein, cf. sp. *profundo*. – Zu II, p. 36, § 374: Der Schwund des *v* vor *o*, *u* ist nicht erst im Französischen eingetreten, sondern schon im Vulgärlateinischen, cf. App. Probi 176: *pavor ñ paor* und it. *paura*. – Zu II, p. 37, Z. 5: Statt *nudo* muß es *desnudo* heißen. – Zu II, p. 37, Z. 6: Im Katalanischen schwindet [*ð*] nicht «gänzlich», sondern wird im sekundären Auslaut zu *u̯*, wie schon die von L. angeführten Beispiele *peu*, *nuu*, *niu* zeigen. – Zu II, p. 37, Z. 16: Statt **civitati* empfiehlt sich zu schreiben «**civitati* oder (nach S. Puşcariu) *civitatīs*». – Zu II, p. 37, Z. 27: Statt «matura» lies «maturu». – II, p. 38, Z. 9: Nach «Norditalien» füge ein: «oder Frankreich». – Zu II, p. 38, Z. 3 v.u. überm Strich: Statt «mit der Hinterzunge» muß es heißen «mit Hebung der Hinterzunge». – Zu II, p. 39, Z. 5: Nach «pr.» ist «rtr.» einzufügen (enneb., ampezz.). – Zu II, p. 39, Z. 6: Nach «zu *r*» könnte man noch hinzufügen: «in sd. Mundarten zu

[*w*]. – Zu II, p. 40, Z. 7 s.: Gegen die Annahme, in der Westromania liege die Aussprache [*š*] zugrunde, die gemeinwestromanisch zu [*ž*] sonorisiert worden wäre, sprechen afr. *voiz*, *croiz*, die auf älteres [*voidze*], [*kroidzə*] schließen lassen. Gegen die Annahme, in der Iberoromania liege statt [*ž*] die Lautung [*δ*] zugrunde, spricht deutlich die Wiedergabe des asp. *z* durch das arab. ز (z. B. im Poema de Yuçuf 21,2: دَازِدَاش = *dezides*, 22,4: اَلْبَزْ = *al pozzo* usw.), nicht durch das arab. ذ oder ض und umgekehrt des arab. ز durch asp. *z* (*azafrán*, *azogue*, *azulejo* usw.), sowie das pg. [*z*]. Wohl aber hat sich im Kt. [*dz*], [*z*] zu *[*δ*] entwickelt, das im Inlaut geschwunden ist, im sekundären Auslaut aber durch den klanglich verwandten Reibelaut [*v*] ersetzt wurde, der zusammen mit dem ursprünglichen *-v* zu *-u* geworden ist: *dedze* > **deδe* > **deδ* > **dev* > *deu* wie *brev* > *breu* (ebenso auch **canteds* > *-δ* > *-v* > *canteu*). – Zu II, p. 43, Z. 1: Unglücklich ist es, wenn L. sagt, daß im Pg. die Lockerung des *g* von *seguro* nur ansatzweise vorliegt. Wenn Aniceto dos Reis Gonçalves Viana, *Portugais*, 1903, p. 19, sagt: *b̆ d̆ ğ* (also nicht nur das *g*) seien nicht «Reibelaute», so gilt das genau so vom Spanischen und Katalanischen; es handelt sich um Engelaute ohne ausgesprochenes Reibegeräusch. – Zu II, p. 45, Z. 11 v.u. überm Strich: Vor «Pr.» ist einzufügen: «in Teilen des». – Zu II, p. 53, Z. 19 s.: «Im Rum. lebt ... die velare Aussprache fort, die über *[*γn*] > *[*βn*] zu *-mn-* fortschreitet.» Wenn die velare Aussprache zur labialen fortschreitet, «lebt» sie nicht mehr «fort». – Zu II, p. 55, § 13: «Die Reibung [*i̯*] wird in die dentale Artikulation [*z*] vorverlegt, und zwar unter Beibehaltung der Palatalisierung. Das Ergebnis ist [*t'ź*].» Erstens ist [*i̯*] keine «Reibung» (man müßte [*j*] schreiben), zweitens ist es unwahrscheinlich, daß stimmloses [*t'*] mit stimmhaftem [*ź*] kombiniert bleibt; zu erwarten ist entweder [*t'ś*] oder [*d'ź*]. – Zu II, p. 59, Z. 8: Phonetisch ungenau ist es, von «dentaler Artikulation» bei *r* und [*ŕ*] zu sprechen. Was bei dem Übergang von [*aŕa*] > [*aia*] verlorengeht, ist die Hebung der Zungenspitze, also die apikale Zungenartikulation. – Zu II, p. 68, Z. 26 s.: Warum soll *stēlla* nicht über *stēla* zu *stela* mit mittellangem *e* geworden, und erst sehr viel später dieses *e* in freier Stellung gelängt worden sein? – Zu II, p. 72, Z. 25: Statt «Nfr. *idr itr ... itr*» muß es heißen «Nfr. *ẽdr ẽtr ... tr*». – Zu II, p. 73, § 512: Man könnte auch auf mittel- und süditalienisch *ns* > *nts*, *ls* > *lts*, *rs* > *rts* infolge zu früher Hebung des Gaumensegels, bzw. zu frühem Aufhören des Stimmtons hinweisen. – Zu II, p. 74, Z. 9 v.u. überm Strich: kt. *setmana* wird nicht [*sɐtmánɐ*] gesprochen, wie L. annimmt, sondern [*sɐmmánɐ*] (s. Fabra, *Gramática de la lengua cata-*

lana, Barcelona 1912, § 18, III, p. 21). – Zu II, p. 75, Z. 13 und 15: Statt «Doppelkonsonanz» würde es besser heißen «lange Konsonanten» (cf. auch T. Navarro Tomás, *Manual de pronunciación española*, ⁶1950, § 155). – Zu II, p. 75, N 1: Statt «von» muß es heißen «vor». – Zu II, p. 82, N 1: Das *-i* der 2. Pers. kann man auch durch Analogie nach der 4. Konjugation erklären. – Zu II, p. 82, N 2: So leicht man sich die Verwendung des Indikativs als Imperativ erklären kann (weil eine bestimmte Aussage über eine Handlung, die vom Willen des Angesprochenen abhängt, schon eine Art von Verfügung über den Willen des Angesprochenen darstellt, wie sie im Imperativ liegt), so wenig wahrscheinlich ist die Verwendung des Imperativs als Aussageform. (Cf. auch Kuen, *ZRPh. 66* [1950], p. 109, N 2). – Zu II, p. 92: Zu § 575 könnte man erwähnen, daß im Rumänischen die Fragepronomina und die Negation starken Satzakzent tragen, so daß sie den normalen Ton des folgenden Wortes verändern können: *avéţi* «ihr habt», aber *ce aveţi* [*čávets*] «was habt ihr?», *ştiu* [*štíu*] «ich weiß» aber *nu ştiu* [*núštiu*] «ich weiß nicht». – Zu II, p. 93, Z. 17: Statt «Westromania» muß es heißen «nördliche Westromania», denn das Kt., Sp. und Pg. haben keinen stabilen konsonantischen Wortanlaut (*b*, *d*, *g* werden nach Pause und Nasal, *d* auch nach *l*, im Kt. noch in anderen Fällen, als Verschlußlaute, sonst als Engelaute gesprochen: südsp. *con botas*, *una bota*, *las botas* [*kom botah*, *una βota*, *la φotah*]). – Zu II, p. 93, Z. 24: Man «muß» keineswegs voraussetzen, daß in der Westromania eine Spirantisierung der stimmlosen Verschlußlaute (zu stimmlosen Reibelauten) ebenso stattfand wie heute in der Toskana (cf. oben p. 174). Wichtiger als solche fragwürdige Konstruktionen wäre ein Hinweis auf die satzphonetischen Erscheinungen im Wortauslaut (z. B. im Französischen oder Portugiesischen, wo etwa *-s* in dreierlei Gestalt erscheint: *os asnos – os burros – os cavallos* [*uz ážnuš*, *už ƀúrruš*, *uš kvváluš*]) und auf die satzphonetischen Einflüsse bei der Entstehung des Stützvokals vor *s* impurum (der nirgends behandelt wird) und seine Beseitigung im Rätoromanischen, Italienischen und Rumänischen. – Zu II, p. 95, 1. Abs., cf. oben p. 175.

Warum gibt es nur im 1. Bändchen einen Index?

Erlangen *Heinrich Kuen*

*

La Vie de sainte Geneviève de Paris, poème religieux, publié avec introduction, notes et glossaire, par Lennart Bohm, Uppsala, Almqvist & Wiksells, 1955, in-8, 267 p.

La *Vie de sainte Geneviève* en 3632 octosyllabes a été adaptée du latin par un certain *Renaut* à la demande d'une certaine *dame de*

Valois. «Pour les uns, la dame de Valois doit être identifiée avec une des femmes de Charles de Valois, ce qui placerait la composition de la *Vie* à une date postérieure à 1290 ... Pour les autres, la dame de Valois serait Eléonore de Vermandois, investie du Valois en 1182 ...»[1]. L'examen de la langue du poème fait de M. B. un partisan d'Eléonore, bien que, en réalité, un seul des traits linguistiques rassemblés p. 103 soit vraiment ancien (la non-confusion de *ę* et *ę* entravés) et qu'il ne soit pas suffisamment établi (p. 83).

Au reste, l'étude linguistique du texte présente quelque confusion. Le chapitre *Phonétique des rimes* (p. 81) suit le plan diachronique habituel. En voici le début: *Phonétique des rimes – Voyelles* – a. *a accentué libre donne e* ... J'aurais précisé: *Phonétique* historique *des rimes*, ou *Voyelles* latines, et j'aurais évité comme la peste des expressions comme: «Les substantifs féminins de la 3e déclinaison sont généralement formés, dans la langue de l'auteur, avec *s* au nominatif» (p. 93), ou comme: «*r* simple et double riment dans *acorent : aorent* ...» (p. 87), puisqu'il est abusif de faire rimer dans la synchronie du XIIIe siècle des phonèmes latins. C'est simple façon de parler, dira M. B. Je n'en suis pas certain. A preuve, d'autres confusions du même ordre: on croirait trouver le complément synchronique indispensable, donnant les homophonies réelles, dans la *Table des rimes* (p. 71). Mais qu'y voyons-nous? Classées sous l'étiquette *ai : oi, ai*, les rimes *essai : sai* (< *sē*), *delai : foi*; sous *aie : oie*, la rime *veraie : otroie*; sous *aient : oient*, la rime *aient : croient*; sous *aire : oire*, la rime *esclaire : provoire*. M. B. n'a donc pas fondé sa table des rimes sur les homophonies, mais sur les graphies. Il nous dit bien ailleurs (p. 81) que *essai : sai* indique la monophtongaison de *ai*; pourquoi dès lors ne pas classer cette rime sous *e*? La rime *estre : renestre* est classée de même sous *ai*, ce qui implique diachronie; et ainsi de suite. L'effort descriptif n'est donc même pas tenté, de sorte que les faits et le classement de ces faits appartiennent respectivement à des ordres différents.

Confusion synchronie-diachronie; confusion aussi de la graphie et de la langue: dans l'étude de phonétique historique, la rime

[1] Françoise Gaston-Chérau, *La Vie sainte Geneviève, par le clerc Renaut, poème français du XIIIe siècle; étude et édition*, dans *Ecole nationale des Chartes. Positions des thèses soutenues par les élèves de la promotion de 1941* ..., p. 59. Cette édition n'ayant malheureusement pas été imprimée, M. Bohm n'a connu son existence qu'en lisant, en 1954, le *Manuel bibliographique* de Bossuat, paru en 1951. Mlle Gaston-Chérau, qui s'apprêtait à publier son édition, y a maintenant renoncé.

delai : foi vaut comme preuve de *oi* > *oé*, alors que *essai : sai* (< *sē*) est rapporté à *ęi* (<*ę́*) > *ęi*, *ę* dans les dialectes de l'Ouest. Si l'on classe dans des catégories distinctes les deux rimes en question pour la seule différence des graphies, comment atteindre jamais, au-delà des graphies, la prononciation réelle de l'auteur?

Mais est-ce toujours la langue de l'auteur que, sous le titre *Phonétique des rimes*, M. B. atteint? Quand il nous dit: «*-orem* donne *-or : criator : saignor* ..., *enors : saignors* ... Exception *: saigneur : eneur*» (p. 85), où la prononciation de l'auteur, où la graphie et la prononciation du copiste? La graphie du copiste, il la reconnaît enfin p. 88: «L'auteur distingue soigneusement *s* et *z* [= ts] à la rime ... Dans un seul cas, *s* est écrit pour *z* [= ts]: *atochiés : estanchiés* 2421. Il peut fort bien s'agir là d'une graphie propre au copiste.» Mais ici, justement, *s* n'est pas écrit pour *z*: ces deux participes sont féminins et le copiste du ms. *A* les prononçait sans doute *atochies* et *estanchies*. C'est le même cas que *chient : s'asient* 613, dont M. B. a traité sous *ę* (p. 82). Il est exact que ces deux rimes ne donnent pas d'indications sur la langue de l'auteur; mais ce n'est pas pour la raison que donne M. B. (extension de *iee* > *ie* à tout le Nord de la France): quelle qu'ait été la prononciation de l'auteur, ces mots rimaient pour lui. C'est la seule prononciation du copiste qui transparaît ici dans la graphie. M. B. aurait eu avantage à procéder pour son ms. de base comme pour les autres et à étudier dans deux chapitres distincts la langue et la graphie du copiste, d'une part, la langue de l'auteur, d'autre part.

La plupart des faits groupés sous le titre *Morphologie* sont en réalité des faits de syntaxe; mais ils n'en constituent pas pour autant la syntaxe de ce texte. Quand les linguistes fourniront-ils enfin aux éditeurs de textes le plan d'une étude syntaxique, qui, adopté bientôt aussi généralement que le plan phonétique, permettra des comparaisons rapides? On mentionnera, p. 97, un ex. de *celui* cas sujet (v. 78), et l'on contestera que *cestui*, au v. 2120, soit un génitif.

Des trois mss. qui nous ont conservé ce texte, *A* (Paris, Bibl. nat., lat. 5667, fin XIII^{e} s.), *B* (Paris, Bibl. nat., fr. 13508, XIV^{e} s.) et *C* (Paris, Bibl. Sainte-Geneviève, 1283, XIV^{e} s.), M. B. a choisi le premier pour base de son édition: M^{lle} Gaston-Chérau avait fait de même. Dans l'ensemble, ce texte sans grandes difficultés est correctement édité. Je déplore, pour ma part, une ponctuation faite presque exclusivement de points, ce qui prive l'éditeur du moyen de marquer de faibles pauses pourtant nécessaires, ou l'oblige à en marquer de trop fortes. Observations de détail: v. 109, je préférerais la leçon de *C*; de même au v. 160. – V. 241: lire *l'aresone*. – V. 307: *oisseuse* est substantif et *qui* s'y rapporte. – V. 689: *qui* est

simplement le relatif, sans enclise de *il.* – V. 852: le discours continue. – V. 1476: *qui* se rapporte a *astinence.* – V. 2172: lire *ester*? – V. 2305: lire *s'envie* «son envie», au lieu de *s'enuie.* Ce n'est pas la seule fois que l'éd. trébuche dans les jambages: au v. 2892, lire sans doute *jus* au lieu de *vis*, et, au v. 3567, *jut* au lieu de *vit.* – V. 2747: lire *C'est* et mettre un point interrogatif à la fin du v. précédent. – V. 3187: lire *desenor* en un mot, «pour avoir outrageusement déshonoré son mari»; ainsi, ce ne sera pas sans raison que «ni Godefroy ni Tobler-Lommatzsch ne donnent le mot *despite*» (p. 223).

En résumé donc: introduction un peu lourde dans sa partie historique et littéraire, confuse dans sa partie linguistique; texte en général correct. Mais – et ceci s'adresse alors au clerc Renaut – quel pauvre texte!

Neuchâtel *J. Rychner*

*

Albert Henry, *Chrestomathie de la littérature en ancien français.* I: *Textes.* II: *Notes, glossaire, table des noms propres*, Berne, A. Francke, 1953, 2 tomes reliés en 1 vol. (*Bibliotheca Romanica.* Series altera: *Scripta Romanica selecta.* III.)

Cette chrestomathie mérite l'accueil très favorable qu'elle a reçu déjà dans la critique (voir, entre autres, les importants comptes rendus de L. Flutre dans *ZRPh. 71* [1955], 456–462 et de P. B. Fay dans *Romance Philology 9* [1955/56], 384–392). Nous avons attendu, pour en parler, de l'avoir utilisée dans des exercices de séminaire. Mise à l'épreuve de la pratique, elle répond excellemment aux exigences de l'enseignement universitaire. Je me demande tout au plus si la reliure en un volume des deux tomes est heureuse; la consultation des notes eût été peut-être plus commode dans un volume distinct. Et puis, aurait-on perdu beaucoup de place en renonçant au glossaire (un glossaire de chrestomathie n'ayant, de toute façon, pas de valeur lexicologique) et en faisant figurer les mots difficiles dans les notes? Ainsi, le commentaire eût été continu, alors que, dans la disposition adoptée, il est fragmenté entre notes et glossaire, de sorte qu'il faut recourir successivement aux unes et à l'autre. Enfin, une table répartissant les textes par dialectes aurait rendu service. Mais nul doute que, telle qu'elle est, la chrestomathie de M. Henry ne s'impose rapidement comme la chrestomathie classique de l'ancien français, car tout y est bien fait; c'est «de la belle ouvrage», ce que l'on ne peut pas dire, hélas, de toutes les publications du même genre.

Neuchâtel *J. Rychner*

*

Les Archives sonores

des parlers de la Suisse romande et des régions voisines

Depuis novembre 1952, Radio-Lausanne diffuse, tous les quinze jours, et pendant une vingtaine de minutes, des émissions dans les divers patois de la Suisse romande, de la Vallée d'Aoste et de la Savoie, quelques émissions aussi en français sur le patois ou les traditions populaires. Ces émissions, sous le titre de «Un trésor national, le patois», sont dues à la collaboration d'un spécialiste de la Radio, patriote convaincu, M. Fernand-Louis Blanc, et des groupes de patoisants, représentés par un jeune homme enthousiaste, M. Charles Montandon, ce dernier s'étant longtemps chargé de la partie administrative du travail.

Il ne s'agissait au début que de défendre une valeur nationale, d'encourager l'usage du patois, de le maintenir aussi longtemps que possible. Mais très tôt, M. F.-L. Blanc s'est avisé qu'il serait intéressant pour les linguistes, dialectologues et romanistes, ainsi que pour ceux qui ont à cœur la conservation des vieilles coutumes, de pouvoir réécouter ces enregistrements, faits sur des bandes de magnétophone, plus durables et encore plus fidèles que les disques. Au lieu donc d'effacer et de récupérer ces bandes, Radio-Lausanne les garde, le soussigné est chargé de les classer, de les cataloguer, et ainsi se sont constituées les *Archives sonores* dont le nom complet sert de titre à cet article, et dont le siège est à Radio-Lausanne.

Les Archives sonores comportent, notamment:

1. La collection des bandes magnétiques, 150 jusqu'à ce jour; chaque bande contient de un à dix textes enregistrés[1].
2. Une série de fichiers:
   - A. Les grandes fiches, dites «fiches-mères», donnant, entre autres indications, pour chaque enregistrement, le nom de l'auteur et de l'interprète, avec, pour ce dernier, son état civil complet. Elles indiquent si et où l'on peut consulter le texte écrit ou imprimé de l'enregistrement. (Nous cherchons à recueillir le plus de textes possible).
   - B. Un répertoire des *lieux*, avec, entre autres:
     a) le domicile des interprètes, c'est-à-dire les lieux où le patois est encore parlé,
     b) le lieu d'origine des interprètes, indication utile pour qui veut se rendre compte des substrats.

[1] De nombreux textes enregistrés n'ont pas fait l'objet d'émissions, mais sont précieusement gardés.

Une carte au 1/200000 accompagne ce répertoire; il y est noté, par des signes de couleur différente, les deux sortes de lieux.

C. Un répertoire des personnes.

D. Une bibliographie des textes que possèdent les Archives, et de certains autres textes importants ou pouvant facilement être consultés en Suisse romande.

E. Un répertoire des sujets et des titres, servant de table analytique.

F. Un vocabulaire – aujourd'hui commencé – et qui sera continué selon les besoins et les désidérata des «usagers». Nous comptons y faire figurer, notamment, des mots particulièrement fréquents ou utiles, par exemple les noms de jours, de mois, de saisons, de nombres, de parenté, de certains travaux, des fêtes, etc.

3. Une série de dossiers et de classeurs, avec:

A. les textes manuscrits ou imprimés des enregistrements,

B. les explications accompagnant les émissions et contenant souvent d'utiles résumés,

C. des coupures de journaux, c'est-à-dire:
   a) des articles en patois,
   b) de brèves études dialectologiques ou ethnologiques,
   c) des comptes rendus de toute sorte qui montrent le regain d'intérêt dont bénéficient aujourd'hui les patois.

D. une iconographie relative aux émissions, aux fêtes de patoisants, etc.

Les deux dernières mentions montrent que les *Archives sonores* sont et veulent être aussi les archives des patoisants, et qu'elles cherchent à rattacher les vieux parlers aux anciennes traditions et à la vie du pays, à se rallier à la devise «Wörter und Sachen».

Dans l'intention de donner de plus en plus à nos archives un caractère scientifique, nous cherchons à nous mettre en rapport avec les romanistes, les dialectologues, les folkloristes, dont les indications et les conseils nous seront précieux. Cet instrument de travail doit être celui d'un grand nombre de chercheurs. Elles sont bien entendu en rapport avec le *Phonogrammarchiv* de l'Université de Zurich, et en relation étroite et constante avec le *Glossaire des patois de la Suisse romande* dont le rédacteur en chef est leur conseiller scientifique.

Notre intention est de continuer à faire des enregistrements, de manière à rendre de plus en plus serré le réseau de notre enquête; nous espérons atteindre les patois de toutes les régions voisines de

la Suisse romande; nous comptons enregistrer aussi les accents et le français régional, selon les vœux de M. W. von Wartburg (*Bibliographie des Dictionnaires patois*, p. 20); nous ne négligeons pas les patois francisés, qui peuvent être utiles (cf. Rousselot, *Revue des patois gallo-romans*. I (1887), p. 20, Gilliéron, *ib.* I (1887), p. 49/50); et nous pensons aussi aux textes populaires, jeux, chansons, proverbes, selon le souhait, déjà ancien, mais toujours actuel de Gaston Paris, même revue, 1888, pp. 169, 170).

Les *Archives sonores* sont dès maintenant à la disposition des professeurs, des étudiants, des chercheurs, de tous ceux qui de façon quelconque s'intéressent aux vieux parlers et aux vieilles coutumes.

Il est prévu un service d'abonnement aux fiches de nos répertoires, qui pourront être copiées; il est prévu aussi la vente de disques copiés sur nos enregistrements.

L'archiviste est à même de faire fonctionner les magnétophones, il est à tout moment à la disposition des intéressés. Il suffit d'adresser une demande une huitaine de jours à l'avance, de manière qu'une cabine d'écoute puisse être réservée. Ecrire au Directeur des *Archives sonores*, M. Fernand-Louis Blanc, Radio-Lausanne, La Sallaz.

La Radio cherche à aider au maintien et à la connaissance des patois: «Elle peut sauver ce qu'elle a contribué à perdre», disait M. F.-L. Blanc dans une émission de juillet 1955. C'est exactement ce que dit M. Nilsson-Ehle, *Studia Neophilologica*, *28* (1956), p. 39: «Ce qu'on peut déplorer, c'est qu'à l'époque où les moyens techniques sont enfin là pour nous aider, les dialectes soient en train de mourir un peu partout. C'est une ironie du sort, car la technique moderne elle-même a sa part de responsabilité en ce qui concerne la disparition successive des parlers dialectaux. Il est d'autant plus nécessaire de profiter des brèves années qui sont encore accordées pour étudier sur le vif ces fonds linguistiques originaux.»

Puissent les *Archives sonores* de Radio Lausanne contribuer utilement à cette étude.

Eug. Wiblé, archiviste

N. B. Les citations de cet articles, à part la dernière, sont faites d'après Sever Pop, *La Dialectologie*, Louvain, s. d. (1950).

*

CYNTHIA CREWS, *Notes on Judæo-Spanish.* Reprinted from the Proceedings of the Leeds Philosophical Society (Literary and Historical Section), vol. VII, Part III, pages 192–199. Leeds, Chorley and Pickersgill Ltd., March 1955.

Die durch ihre Veröffentlichungen über das Judenspanische bereits vorteilhaft bekannte Verfasserin bringt hier eine alphabetisch angeordnete Liste von 32 Wörtern, von denen einige der gesprochenen Sprache entnommen sind und andere der gedruckten Ladinoliteratur angehören. Alle sucht sie zu erklären. Soweit es sich um im Spanischen selbst bezeugte Wörter handelt, ist die Erklärung im allgemeinen nicht schwierig, aber da das Judenspanische oft kleine Abweichungen aufweist oder in Form oder Bedeutung merkwürdige Wörter besitzt, ist eine Feststellung derselben und eine Deutung nie überflüssig. Die Erklärungen der Verf. sind im allgemeinen durchaus überzeugend.

Neben *apođar* «Bäume beschneiden» kommt bei Subak, *ZRPh. 30*, 144 *apođar* 'Wasser schöpfen' vor, in dem die Verf. das *apozar* der Ladinotexte (Ferrarabibel) erkennt. Die Form mit *-đ-* ist nach ihr mit Fällen wie *alkanfar* neben häufigerem *alkansar, ankalsar* und *arrufiar* 'besprengen, begießen', *arrufiađor* 'Gießkanne' = span. *rociar* zusammenzubringen, was zeige, daß die spanischen Juden die altspan. Sibilanten *ç* und *z* gelegentlich als (inter)dentale Reibelaute hörten, was dann zu solchen Lautvertauschungen führte.

In einigen Wörtern herrscht auch ein Schwanken zwischen *s* und *z* (*ṡ*); so sagt man in Konstantinopel *erizo*, in Salonik und in Bosnien *riso, risu*; desgleichen K/pel und Bulgarien *kañamazo*; Bosn. *kañemaso*, Salonik *kañamaso*. Die Formen mit *z* (*ṡ*) sind die älteren: *erizo, cañamazo* bei Nebrija (cf. Aur. M. Espinosa, *Arcaísmos dialectales*, pp. 81 ss., worauf auch Crews verweist) und jetzt Corominas, *Dicc.* I 648, s. v. *cáñamo*, und II, 313: *erizo*.

Ansprechend ist die Erklärung des *r* von *azogre* (Salonik) 'Quecksilber' durch Einfluß von *ašufre* 'Schwefel', denn «the use of both mercury and sulphur in dermatology suggests that *azogre* is due to the formal analogy of J.Sp. *el ašufre* 'sulphur'»; allerdings ist der Einschub eines *r* auch sonst eine überaus häufige Erscheinung.

Anläßlich *byerbo* meint die Verf.: «Alone among the modern Romance languages Judæo-Spanish today has in regular use a completely popular development of L. *verbum* > *byerbo* as the ordinary term for 'word', with no suggestion of the idea of 'Divine Word'. Hierzu ist zu bemerken, daß im Altsardischen *torrare uerbu* die gewöhnliche Entsprechung des Begriffes 'antworten' war (*CSP*

3, 27, 72 und oft; *CSMB* 233) und daß *uerbu* auch sonst für 'Wort' vorkommt (*CSP* 243: «*ki lu narai a beruos in corona de iudike Barusone*»). Heute gebraucht man das Wort im Sinne von «Sprichwort» («*ita nada su vrebu sardu?*»: Melis, *Ziu Paddori* 48), eine Bedeutung, die *verbum* schon im Lateinischen hatte (Plaut., Ter.) und die auch im Iberoromanischen fortlebt (altport. *verbo* 'rifão, ditado'). Außerdem sind *soś bèrƀos* log.; *iś brèƀus* camp. die geheimnisvollen Worte, die Beschwörungsformeln, mit denen man die bösen Geister verjagt, die Blitze beschwört, verlorene Sachen wiederfindet, usw.

Unter Nr. 7 erwähnt Crews die Form *kwatregwa* (Salonik: Subak, *Salon.* 18) 'chariot'; sie fügt hinzu: «but O.Sp. *cuatrega* (*DAut.*), is to be ascribed to the contamination of *cuatro* and of *yegua*, though the latter word is not now known in J.Sp.» «Eine andere und wohl zutreffendere Erklärung gibt jetzt Corominas, *Dicc.* I, 954. Er geht von dem alten *cuadriga* (Covarr., Quevedo) aus und sagt, Anm. 3: «Como *cuadriga* daba en castellano la impresión de un derivado de *cuadro*, y no existía un sufijo romance *-íga*, se alteró el vocablo en *cuadrega*, como escribe Fr. Luis de León (Fontecha) o *cuatrega*, forma que *Aut.* atribuye a Nebr., aunque en realidad no se halla en la ed. de 1495.» Die Einmischung von *yegua* ist jedenfalls unwahrscheinlich.

Die Bedeutung 'Tintenfaß', die *eskriƀanía* in Salonik hat («*untí la péndola en la eskriƀanía*»), auch «writing compendium used by professional letter-writers»; *eskrivanía* 'écritoire' in Chérézli (Nr. 15) war altspanisch: «caja portátil con pluma y tintero que traían los escribanos» (Am. Castro, in *RFE 8*, 350 mit Beispielen; Corominas, *Dicc.* II, 362).

forsél (Salonik) 'chest, coffer' (Nr. 18). Crews bemerkt: «This interesting survival, through O.Sp. **forçel*, of Old and Middle Fr. *forcier* 'coffre-fort, grand coffre' provides a further example of the regular dissimilation of *r* ... *r* to *r* ... *l*, as in J.Sp. *ƀerǧel*, sp. *vergel* < O. Fr. *vergier*, etc.» Ein altspan. *forçel* scheint nicht belegt zu sein, weshalb es Crews auch mit einem Sternchen versieht, aber es gab *forcer* im älteren Katalanischen (Alcover-Moll, *DCVB* V, 977 mit einem Beispiel aus einem Text vom Jahre 1493), so daß also das jdsp. Wort auch ein Katalanismus sein kann.

Für *siyo* (Salonik) 'Siegelring' (Nr. 27), das ich *RFE 34*, 92 für eine Rückbildung nach dem Inf. *siyar* angesehen habe, schlägt die Verf. nun eine Beeinflussung von *sello* durch das begrifflich nahestehende *aniyo* vor.

Statt *šakéka*, span. *jaqueca* 'migraine' (wie in Chérézli 232 und in Sarajevo) sagt man in Salonik *šaká* (*está kon la šaká*), was eine Rückbildung ist, aber, wie Crews (Nr. 29) annimmt, auch durch

die Homonymie mit *šakéka* 'little joke' (türk. *şaká* 'Spaß, Scherz') veranlaßt sein kann. Eine Stirnbinde gegen Kopfweh heißt man *šakikera* (so Chérézli, *l. c.*), ebenso in Sarajevo; aber in Salonik sagt man *šešik'era* (Subak, *Salon.* 12), oder *šašikéra*. Crews sieht darin wohl mit Recht eine Kreuzung mit türk. *şaşirmak* 'become bewildered', das in Salonik als *šeširiar* 'dazzle, confuse'; *šešireos* 'vertigo' übernommen wurde. Schwieriger zu erklären ist die Ableitung *šakweko*, die 'amazed' und 'unsavoury, shady' und in Sarajevo 'blear-eyed' bedeutet. Die Beziehung zu *šakeka* 'Kopfweh' sei nicht klar, meint die Verf. Aber man kann vielleicht an die übertragene Bedeutung von span. *jaqueca* anknüpfen, denn *dar a uno una jaqueca* bedeutet 'fastidiarle con lo pesado o necio de la conversación', *jaquecoso* 'fastidioso, cargante'; andal. *jaqueca* 'persona pesada y necia en la conversación' (Alcalá Venceslada², 338). Für die Bedeutung «triefäugig» nimmt Crews eine Beeinflussung durch Salon. *şaşut* 'schieläugig' = türk. *şaşi* 'id.' an, was in der Tat möglich ist.

Man muß im Jdsp., wenn Formen von der spanischen Basis oder Bedeutung abweichen, immer damit rechnen, daß Kreuzungen mit türkischen Wörtern vorliegen können; aber auch die türkischen Wörter erleiden häufig Umdeutungen oder Verwechslung mit ähnlich lautenden oder bedeutenden Wörtern. So zeigt Crews (Nr. 8), daß *kyelpazé* (K/pl), *kyilpazé* (Adrianopel) 'ridiculous' nicht ohne weiteres = türk. *yelpaze* 'Strohfächer' ist, wie ich in *Caracteres*, p. 80, Anm. 12, angenommen hatte, sondern türk. *kepaze* 'contemptible, ridiculous' ist, doch gibt sie zu, daß die «unregelmäßige» Form *kyelpaze*, 1. 'Strohfächer', 2. 'lächerlich', auf einer gegenseitigen Vermengung der beiden türkischen Wörter beruhe.

énoz agora 'ahora solamente' (Bulgarien: Wagner, *Caracteres*, p. 73); *énus* (Bosnien: K. Baruch, *RFE 17*, 140) hatte ich mit Vorbehalt von gr. ἐν ὅσω abgeleitet; Crews erkennt darin und gewiß mit Recht das türk. *henüz* (*şimdi*) 'just now, a moment ago' (Nr. 14). Sie sagt: «This loss of Tk. *h-* is quite usual, and the passage of *ü* to *u*, though not to *o*, is regular.» Aber das *o* dürfte seine Erklärung durch die offenbar volkstümliche türk. Nebenform *henoz* finden, die u. a. Hacki Tewfik, *Türkisch-Deutsches Wörterbuch*, 2. Aufl. Leipzig 1917, p. 370, und Luigi Bonelli, *Lessico turco-italiano*, Roma 1939, p. 134, neben *henüz* anführen.

So ist dieser kleine Artikel der Verf. ein überaus wertvoller Beitrag zur Erschließung und Deutung judenspanischer Wörter und Ausdrücke, und wir hoffen, daß uns Mrs. Crews noch weitere derartige Untersuchungen schenken möge. Man kann auf diesem Gebiete, wo man es sehr häufig mit Kreuzungen und Sprachmischungen zu tun hat, nur schrittweise vorwärtskommen, und die Deu-

tung solcher Formen erfordert eine eingehende Vertrautheit mit dem Türkischen, den verschiedenen Balkansprachen und dem Hebräischen. Mrs. Crews hat sich diese Kenntnisse angeeignet und ist daher in der Lage, diese schwierigen Fragen mit Erfolg zu meistern.

Washington *M. L. Wagner*

*

José Gonçalo C. Herculano de Carvalho, *Coisas e Palavras. Alguns problemas etnográficos e linguísticos relacionados com os primitivos sistemas de debulha na Península Ibérica.* Coimbra MCMLIII. (Separata de «Biblos», vol. *29*). XII, 413 pp.

Der stattliche, mit vielen guten Abbildungen und Karten ausgestattete Band des jungen portugiesischen Forschers beschäftigt sich im wesentlichen mit den Dreschmethoden und -geräten auf der Iberischen Halbinsel und besonders in Portugal. Er zerfällt in zwei Hauptteile, einen ethnographischen und einen linguistischen.

Die modernen Dreschmethoden haben erst in jüngster Zeit auf der Halbinsel Eingang gefunden; im allgemeinen sind in Portugal, wie in anderen Teilen der Halbinsel, die alten Methoden und Geräte beibehalten, und diese ist, wie der Verf. sagt, eine Art von «parque de aclimatação», in dem sich alle die primitiven Methoden der Trennung von Korn und Hülse – von dem Schlagen der Ähren gegen einen festen Gegenstand oder dem Zerreiben zwischen den Handflächen bis zu vervollkommneteren Verfahren wie dem im Süden des Gebietes vorherrschenden *plostellum* und dem Dreschflegel – erhalten haben.

Der Verf. fußt auf einem sehr reichen Material. Er bediente sich zunächst des Zettelmaterials von Manuel de Paiva Boléo, das bekanntlich durch Rundfragen im ganzen Lande zustande kam; dieses Material ist erstaunlich reich, aber es ist natürlich nicht gleichmäßig und erwies sich für die vom Verf. verfolgten Zwecke als zu lückenhaft, da in dem Fragebuch des «Inquérito» die Frage sich auf die Angabe «*mangoal. Partes*» beschränkte. Der Verf. hat daher eine neue Rundfrage mittels eines Spezialfragebuches erlassen, und dieses wurde an 200 Elementarschullehrer des Landes geschickt. Er erhielt darauf Antworten von 162 solchen, die sich auf 159 «freguesias» beziehen, ein schönes Beispiel für das Interesse, das man in Portugal solchen ethnographisch-linguistischen Fragen entgegenbringt. Carvalho begnügte sich aber auch damit nicht, sondern machte noch persönlich Aufnahmen in etwa 70 Bezirken, vor allem in den Distrikten Viana, Braga, Vila Real, Guarda und Faro.

Für Spanien mußte er sich auf Auskünfte aus einzelnen Teilen Galiziens und Asturiens beschränken.

Dank seinem Fleiße und seiner Umsicht hat also der Verf. ein so reichhaltiges sachliches und linguistisches Material zusammengebracht, wie es für eine Einzelfrage auf iberoromanischem Gebiete kaum bisher vorlag.

Der ethnographische Teil (pp. 7–113) beschreibt eingehend die verschiedenen Formen des Dreschflegels und seiner Teile in Portugal und Galizien und ihre Verbreitung. Es gibt nach Carvalho vier Typen desselben mit Varianten. Der Dreschflegel ist vor allem im Norden und im Zentrum des Landes verbreitet und dient hier dazu, alle Arten von Getreide zu dreschen, während im Süden des Landes, wo das Dreschen mit Tieren vorherrscht, der Flegel nur für die Hirse, den Roggen und die Hülsenfrüchte verwendet wird. Der Dreschflegel ist nach Ansicht der Spezialforscher eine nordische Erfindung, die vom 3. bis zum 5. Jahrhundert Verbreitung fand, und zwar war es, wie es scheint, der Typus C, bei dem der feste und der bewegliche Teil des Flegels durch einen gewöhnlich ringförmigen Lederriemen verbunden sind. Dies ist der in Portugal vorherrschende Typus. Nach Carvalho ist diese Form durch die Sueben eingeführt worden und hat sich von Galizien und Nordportugal her mit der «Reconquista» nach Süden hin verbreitet. Der Verf. bespricht auch die übrigen Formen und Varianten und ergeht sich über ihre Herkunft. Doch sind das Fragen, die mehr die Ethnographen angehen und von ihnen nachgeprüft zu werden verdienen.

Die Dreschtafel (*tribulum*), die in Spanien weitverbreitet ist, findet sich in Portugal in einem guten Teil des Distriktes von Bragança und in einem engen Streifen des Distriktes von Guarda. Da das «*tribulum*» in Italien und Frankreich nicht vorkommt, aber seit alter Zeit für den vorderen Orient bezeugt ist, folgert der Verf., daß es nicht von den Römern nach der Halbinsel gebracht worden sein kann, sondern wohl über Nordafrika nach der Halbinsel gekommen sein muß (p. 94). Eine andere Art von Dreschgerät ist das «*plostellum*», das aus einem hölzernen viereckigen Gestell besteht, innerhalb dessen zwei oder drei ebenfalls hölzerne, mit eisernen Spitzen versehene Walzen sich zwischen den Breitseiten drehen. Dieses Instrument ist heute in Portugal südlich des Tejo mit Ausstrahlungen nach Norden zu verbreitet. Darüber schreibt Carvalho (p. 98): «Este modelo, que ocorre, fora da Península Ibérica, no Cáucaso e na Pérsia, por conseguinte em zonas periféricas, bem pode representar o tipo mais arcáico do instrumento. O facto de ser essa forma a que descreve Varrão parece confirmar a hipótese. Inventado talvez na Pérsia ou na Mesopotâmia, nos meados do pri-

meiro milénio A. C., pode ter sido importado por proprietários fenícios, através de Cartago, para a Hispánia, onde Varrão já o conheceu.»

Es steht uns nicht zu, zu diesen Ursprungsfragen Stellung zu nehmen. So wichtig und notwendig die Erörterung dieser Fragen, besonders für den Ethnographen, auch sein mag, so interessiert den Linguisten doch am meisten der zweite und umfangreichste Teil der Arbeit, der sich mit den Benennungen der verschiedenen Dreschgeräte und ihrer Teile und deren Deutung beschäftigt (p. 115–313). In der Hauptsache handelt es sich um den Dreschflegel. Carvalho bespricht sie mit größter Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis. Der Name *mangual* und seine Nebenformen gibt ihm sogar zu einer langen Digression über die Entwicklung der Verbindung -NU̯- Anlaß. Es ist im Rahmen einer Besprechung unmöglich, auf alle diese Einzelheiten einzugehen. Man kann nur sagen, daß die Erklärungen des Verfahrens im allgemeinen einleuchtend sind. Und das bezieht sich auch auf die Ausdeutung der sonstigen Ausdrücke. Nur zu zwei Problemen möchten wir Stellung nehmen, da wir in diesen Fällen von der Richtigkeit der Deutung durch den Verf. nicht ganz überzeugt sind.

Der Verf. bespricht, p. 243 ss., ausführlich die Bezeichnungen für das lederne Stück, das den beweglichen und den festen Teil des Dreschflegels verbindet. Dieser Teil wird mit vier lexikalischen Haupttypen bezeichnet: 1. *encedoiro* mit den Varianten *enchedoiro* und *cidouro*; 2. (bei Carvalho aus Versehen in der Aufzählung ausgefallen): *cisoiro*; 3. *fato*; 4. *camisa*, wozu noch die weniger verbreiteten *sapato* und *aparelho* kommen. Daß *camisa*, *fato*, *sapato* Bilder sind, sagt auch Carvalho, p. 255 ss. Es handelt sich also vor allem um die zwei Haupttypen *encedoiro* (*cidouro*) und *cisoiro*.

Encedouro und Varianten kommt besonders im Norden vor, aber immerhin auch noch südlich des Douro, und *cidoiro* ist häufig im Osten der Provinz Lugo und in einem großen Teile der Provinz Orense mit Verlängerungen nach Portugal herab. *Cisoiro* gehört, nördlich des Douro dem Distrikt von Porto an, reicht aber auch noch bis ins obere Vougatal; dann erscheint es wieder südlich des Tejo im Concelho de Alcochete und in der Form *tisoiro* usw. in den Bezirken von Viana, Grândola, Santiago de Cacém und Odemira. Da der Typus mit *-d-* im wesentlichen dem Norden eigentümlich ist hält ihn der Verf. für den ältesten. Die Erklärungen, die bisher für dieses Wort vorgebracht worden sind, befriedigen Carvalho sämtlich nicht: Meyer-Lübke: *INSITORIUM (von SETA?); *ASITORIUM (von *asir*: Schuchardt); *(IN)CIDORIUM (von INCIDERE: Spitzer); *(IN)CITORIUM als mögliche Kreuzung von *(IN)CINCTORIUM und CISORIUM: Krüger. Doch möchte er schließlich dem *(IN)CI-

TORIUM Krügers den Vorzug geben, will dieses aber als eine Ableitung von CIERE, INCITARE «pôr em movimento, lançar» ansehen, denn die *cidoiros*, «que na Galiza articulam entre si (por meio da meã), podem de facto encarar-se como as peças que «põem em movimento», que «lançam» o pírtigo contra os cereais a debulhar». «*(IN)CITORIUM poderia ser então, quer um derivado directo do participio (IN)CITUM, quer uma forma encurtada (por haplologia) de *(IN)CI(TA)TORIUM, por sua vez tirada de INCITATUM, particípio de INCITARE.» Wie man sieht, ist auch diese Erklärung reichlich gezwungen. Zudem gibt es sonst keine volkstümlichen Ableitungen von INCITARE. Das sagt der Verf. selbst: «A maior dificuldade na etimologia agora proposta reside, a meu ver, no facto de as poucas formas românicas, que se conhecem provenientes deste verbo, na Itália e no francês do Norte (*REW* 4353a (lies 4355a) e 4356; *FEW* IV, 626), continuarem ùnicamente o sentido figurado de «incitar, instigar», e não o próprio, primitivo de «pôr em movimento». Er fügt dann aber hinzu: «Todavia, considerando o carácter arcaizante das zonas onde ocorrem *encedouro*, etc., não é de estranhar que esta significação primária se tenha ai conservado, tendo-se perdido noutras áreas mais inovadoras da România» (p. 248 s.).

Die Formen *cisoiro*, *encisoiro* usw. betrachtet der Verf., p. 252, als Fortsetzer von *(IN)CISORIUM, «formada sobre INCĪSUS, particípio passado de INCIDERE «entalhar, cortar». Die Begründung sieht er darin, daß «o pírtigo do mangual, nas regiões que nos interessam agora, apresenta na extremidade justamente protegida pelo *cisoiro* quatro profundos entalhos ou *incisões*, que lhe dão um aspecto bem característico e que desempenham um papel importante na sua ligação àquela peça de couro». Diese Erklärung kann man als einleuchtend bezeichnen.

Ist es wahrscheinlich, daß für denselben Teil des Dreschflegels zwei verschiedene lateinische Bezeichnungen eingeführt wurden, die sich lautlich gleichen? Ist es vor allem wahrscheinlich, daß eine Bildung *INCITORIUM als Ableitung von einem Verbum, das sonst nicht volkstümlich bezeugt ist, eingedrungen ist? Wir können das nicht glauben und fragen uns, ob *(en)cidoiro* usw. nicht ganz einfach lautliche Varianten von *(en)cisoiro* sind. Carvalho ist von der Vorstellung beherrscht und befangen, daß der Typus mit *-d-*, da er im Norden vorherrscht, unbedingt der ältere sein muß. Aber es ist eine bekannte Tatsache, daß ein Gegenstand uralt sein kann, aber seine Benennung es deshalb keineswegs zu sein braucht. Schuchardt (in *Anthropos 6* [1911], p. 949), hat gezeigt, daß uralte Gegenstände im Baskischen lateinische Namen tragen, und ich selbst habe in meinem *Ländlichen Leben Sardiniens*, p. 148, dargelegt, daß auch im Sardischen Teile der Tracht, die man schon

auf den alten sardischen Bronzestatuetten erkennen kann, heute durchaus moderne Benennungen haben.

Carvalho, p. 246, bemerkt, daß Ebeling für Ost-Lugo neben *cidoiro* die Form *cizoiro* angibt, und die Karte VII bei Carvalho zeigt, daß *-s-*Formen inmitten der *-d-*Formen vorkommen. Sollte es also nicht natürlicher sein, in den *-d-*Formen Varianten der *-s-*Formen zu sehen? Ein Wechsel zwischen *-s-* und *-d-* ist doch wahrhaftig nichts Unerhörtes.

Die Nebenform *tisoiro*, die im Alentejo vorherrscht, betrachtet der Verf. als ein «simples fenómeno de dissimilação» (p. 254), ohne den Einfluß von *tesoira* 'Schere' geradezu auszuschließen. Immerhin scheint es mir nicht unmöglich, daß auch hier ein Bild vorliegt, das allerdings durch die lautlich ähnliche Form *cisoiro* hervorgerufen wurde, denn der Teil des Dreschflegels, in dem sich der bewegliche und der feste Stock des Flegels berühren, konnte sehr leicht Anlaß zu diesem Bilde geben.

Bedenken haben wir auch gegen die Auslegung des Ausdrucks *brocha* oder *brocho*, der auf verschiedenen Gebieten des Kontinents und vor allem auf den Azoren üblich ist (p. 266), um die «meã» zu bezeichnen, d. h. den «anel de ligação da mangoeira e do pírtigo do mangual». Der Verf. sieht darin das lat. BŬCCŬLA oder vielmehr, da nur *br-*Formen vorkommen, ein schon als lateinisch angesehenes *BRŬCCŬLA (p. 267). Die Ansetzung einer BR-Form für das Lateinische ist im höchsten Grade bedenklich. Auch lautlich dürfte diese Ableitung nicht so einfach sein. Jules Cornu, *Gr. Grdr.* I², p. 974, hat zwar *brocha* auch für ein *BLUCCLA-BUCCULA angesehen, aber auch diese angesetzte Form entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. Ich möchte *brocha*, das als alter Gallizismus reichlich bezeugt ist, auch in dieser Bedeutung für das gewöhnliche *brocha* 'Spange' halten und darin ein weiteres Bild sehen, das gewiß naheliegt (cf. *fechos* für denselben Gegenstand in einer anderen Zone, p. 265). Auch in diesem Falle glaube ich nicht an die Altertümlichkeit der Bezeichnung.

Es wurde schon erwähnt, daß zahlreiche derartige Bilder bei der Bezeichnung dieser Gegenstände vorliegen, die auch von Carvalho als solche erkannt und angesehen werden.

Einer der merkwürdigsten Fälle ist der von *merenda*, *merendeira*, das in Teilen der Beira Baixa und des Alto Alentejo für das sonstige *cunha* gebraucht wird, d. h. «a cravelha de madeira que se introduz entre as cintas e o encedouro do pírtigo» (p. 258). *Cunha* 'Keil' bedeutet in diesen Provinzen, wie der Verf. erklärt, auch «pequena refeição que se toma, por ocasião das malhas, geralmente entre duas refeições mais abundantes» (ursprünglich ein [keilförmiges] Stück Brot). Da *cunha* und *merenda* fast gleichbedeutend

sind, wurde *merenda* in demselben Sinne gebraucht. Carvalho erkennt darin ganz richtig einen Fall von «irradiação sinonímica» (wie Migliorini sagt) oder von «filiação semántica», einen Ausdruck, den er bei mir gefunden hat. Aber er hält diesen Ausdruck (p. 256, Anm.) für «muito vago» und zieht den von Ullmann, *Semantics*, gewählten «relayed (name)-transfer» vor. Nebenbei bemerkt, habe ich den Ausdruck «filiation sémantique» oder «synonymique» nicht erfunden; ich habe ihn, wenn ich nicht irre, zuerst in meinem *Argot Barcelonais*, p. 19, gebraucht und von Schwob et Guiyesse übernommen. Der von Ullmann gebrauchte Ausdruck mag innerhalb der von ihm gewählten Terminologie durchaus angebracht sein, aber er ist auch nur innerhalb dieser verständlich, wogegen «filiation synonymique» mir keineswegs «muito vago» erscheint, sondern im Gegenteil das Wesen der Erscheinung, das «Fortzeugen» einer Vorstellung, recht sinnfällig zum Ausdruck bringt. Doch gebe ich zu, daß die Wahl solcher Ausdrücke schließlich Geschmackssache ist.

Zum Schlusse noch eine kleine beiläufige Berichtigung: p. 127 erwähnt der Verf. als katalanische Form von Alghero: *lu maǧǧu* (nach Gina Serra, *ID* III, 209). Wenn diese Form wirklich katalanisch wäre, müßte sie auch in Alghero wie in Katalonien *mall* lauten, denn auch in Alghero ergibt LI: *ll* (*l'*), so *al'* (*ALCat.* 74); *agul'a* (*ib.* 29); *kaval'* (H. Kuen, *El dialecto de Alguer*, p. 24); *mil'or* (*ib.* 48); *pal'a* 'baja' (*ib.* 50); *uvél'a* 'oveja' (*ib.*). Der algheresische Dialekt hat im großen und ganzen seine katalanische Struktur gut bewahrt, aber im Wortschatz macht sich ein starker sardisch-logudoresischer und oft auch sassaresischer Einfluß geltend, und so ist das algher. *maǧǧu* = log. und sass. *madzu*.

Die schöne Arbeit Carvalhos macht ihm, seinem Lehrer Manuel de Paiva Boléo und der schweizerischen Schule, welcher der Verf. manche Anregung verdankt, alle Ehre.

Washington *M. L. Wagner*

*

HANS TRÜMPY, *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert.* (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 36.) Basel 1955. 390 S.

Der 1950 verstorbene Altgermanist Friedrich Ranke hat, unterstützt von Wilhelm Altwegg, im Rahmen der schweizerischen Mundartforschung so etwas wie eine Basler Schule gegründet, die nun freilich erst nach seinem Tode richtig in Erscheinung getreten

ist. Sie hat, in deutlichem Gegensatz etwa zur Zürcher Schule und in sinnvoller Arbeitsteilung mit ihr, ein eindeutig historisches Vorzeichen: Geschichte der Mundart, Geschichte der Mundartliteratur, Geschichte der Mundartforschung. Die bisher zu diesen Themen erschienenen Arbeiten[1] bedeuten gewichtige Fortschritte auf jedem dieser drei Gebiete; Trümpy schließt sich ihnen, mit etwas veränderter Blickrichtung, würdig an, indem er Sprache, Literatur und Forschungsgeschichte des ganzen Gebiets im Rahmen eines größern Zeitabschnitts – allerdings mit bewußter und verständlicher Beschränkung auf die Erzeugnisse des Buchdrucks – nun gemeinsam ins Auge faßt. Die Rechtfertigung so umfassender Fragestellung liegt im Stoff selbst: wer die Denkmäler schweizerdeutscher Mundart in vergangenen Jahrhunderten sammelt und kritisch sichtet, sieht sich zwangsläufig den mannigfaltigen Problemen der Quellenbeschaffung und Quellenlage selbst gegenübergestellt. Im folgenden kann es sich nur darum handeln, auf einige der wichtigsten Ergebnisse des vielseitigen und dichten Buches hinzuweisen, das übrigens lebendig geschrieben und mit sehr sorgfältigen Registern versehen ist.

Trümpy spricht einmal, beinahe entschuldigend, von den Niederungen literarischer Produktion, in die abzusteigen sein Unternehmen ihn gezwungen habe. Das hindert uns nicht, vor allem in seiner substantiellen und farbenreichen Darstellung der politischen Dialogliteratur des 17./18. Jh.s, die neben der Reiseliteratur und vor der eigentlichen Mundartdichtung eine Hauptquelle schweizerdeutscher Äußerung und Mitteilung in diesem Zeitraum repräsentiert, ein kurzweiliges, ja spannendes und zum mindesten soziologisch hochinteressantes Kapitel schweizerischer Literaturgeschichtsschreibung zu sehen, dessen höhere literarische und geistesgeschichtliche Legitimation übrigens durch Herkunft und Ausstrahlung der Gattung gewährleistet ist: über zeitgenössisches wie älteres Drama und Fastnachtsspiel weist der politische (und wohl auch der mit diesem ja verbundene ökonomische) Dialog auf Reformation und letztlich Antike zurück, während er nach vorwärts, wie nun eben Trümpy eindringlich zeigt und bis in Einzelheiten belegt, eine der kräftigsten Wurzeln der oft zu Unrecht als voraussetzungslos betrachteten Sprachkunst Gotthelfs darstellt. Auch im Bereich der eigentlichen Mundartdichtung, der volkstümlichen

[1] Rudolf Suter, *Die baseldeutsche Dichtung vor J. P. Hebel*, Basel 1949; Eduard Studer, *Leonz Füglistaller*, Freiburg 1952; ders., *Franz Josef Stalder* (*SchwA V 50*), Basel 1954; E. E. Müller, *Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter*, Bern und Tübingen 1953.

wie der kunstmäßigen, wo durch ältere Forschung besser vorgeackert war[1], gelingen Trümpy bemerkenswerte neue Akzentsetzungen und Funde. Wir wußten nicht, daß es in der Schweiz schon vor J. P. Hebel eine nicht sehr breite, aber qualitativ beachtliche mundartliche Kunstpoesie antik-anakreontischer Inspiration gab; wenig bekannt und ergänzungsbedürftig war, daß Hebel in seinen literarischen Beziehungen zur Schweiz nicht nur der gebende, sondern gelegentlich, wie Trümpy am Falle der «Marktweiber in der Stadt» überzeugend nachweist, auch der nehmende Teil war; übrigens belegt Trümpy auch den an sich unbestrittenen umgekehrten Fall durch neue, in ihrer Konkretheit willkommene Züge.

Der politische Dialog, wie er namentlich zur Zeit der Villmerger Kriege blühte, beleuchtet auch sprachgeschichtlich interessante Aspekte. Im Gegensatz zu einer breiten gesamtdeutschen (und europäischen) Tradition ist hier die Mundart nicht durchwegs in komischer oder pejorativer Absicht, zur Charakterisierung sozialer oder bildungsmäßiger Inferiorität, verwendet, sondern als Sprachrohr durchaus ernster Absichten; der Mundartsprecher ist hier nicht mehr ausschließlich der *dörper*, der *vilains*, sondern recht oft der einsichtige Gesprächspartner von gesundem Menschenverstand, durch dessen Mund man das Volk gewinnen will. Noch ausgeprägter ist diese Neuwertung der Mundart in den Veröffentlichungen der im 18. Jh. so tätigen und bedeutsamen «ökonomischen Gesellschaften», welche die Lage der Landbevölkerung durch Aufklärung und durch Rationalisierung der Betriebsformen zu heben trachteten (Kleinjogg!) und im Bestreben, den Bauern unmittelbar zu erreichen, der Mundart ebenfalls einen breiten Platz einräumten. Auch hier spielt der Dialog, mit wechselndem und nicht immer gleich geglücktem Anteil der Mundart, eine wichtige Rolle[2]; aber auch die eigentliche Abhandlung sucht bewußt den direkten Zugang zum Landvolk, indem sie Fachausdrücke gern glossierend in hochdeutscher und mundartlicher Form gibt[3]. Ohne die besondere soziologische Struktur der Schweiz wäre dieser breite Anteil der

---

[1] Otto v. Greyerz, *Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz*, Frauenfeld/Leipzig 1924. Mehr bei Trümpy, p. 265 u. passim.

[2] Das zeigen schon Titel wie «Eine merkwürdige Unterredung verschiedener Landleuten über den Vieh-Presten» (im «Hinkenden Bott» von 1780) oder «Gespräch über die Vorzüge des Bauernstandes» (ebd. 1776).

[3] Ein Beispiel aus dem «Neuen Sammler» von 1769: «die *Grätzen* (Äste) von Fohren ... mit den *Aglen* (Abfall von Hanf- und Flachsstengeln) ... *rosen* (rösten, einweichen)».

Mundart am aufklärerischen Schrifttum des landwirtschaftlichen Bildungswesen unsres 18. Jh.s wohl kaum denkbar.

Trümpy weist eindrücklich auf die Bedeutung dieser Quellen als – nicht immer zureichend ausgenützte – Fundgrube für den alp- und überhaupt landwirtschaftlichen Wortschatz der Schweiz im 18. Jh. hin. Naturgemäß steht der Wortschatz auch sonst im Vordergrund der vorwissenschaftlichen und frühwissenschaftlichen Mundartinteressen; in diesem Zusammenhang verdanken wir Trümpy unter dem Titel «Idiotika» eine ungewöhnlich vollständige, klug kommentierte Übersicht der schweizerdeutschen Mundartwörterbücher bis zu Stalder. Was sonst an Äußerungen über Eigentümlichkeiten schweizerischer oder lokaler Lautgebung, Formenlehre, Syntax oder an Belegen hiefür im untersuchten Zeitraum greifbar war – und vieles mußte erst greifbar gemacht werden –, das hat Trümpy mit einem Bienenfleiß und einer Umsicht und Akribie zusammengetragen und kritisch gesichtet, die uneingeschränkte Bewunderung verdienen. Die Frage ist, ob sich das Experiment sub specie linguisticae gelohnt hat. Wir bejahen die Frage, sofern der Lohn im Nachweis vieler älterer Belege, in vereinzelten Einblicken in frühere Entrundungs- oder Quantitätsverhältnisse, in ungezählten feinen Einzelbeobachtungen zu verschiedensten Problemen unsrer Mundartgrammatik – die das Register fast lückenlos zugänglich macht – gesehen werden darf. Wir müssen sie eher verneinen, wenn man mit der Erwartung an Trümpys Werk herantritt, es lasse sich aus ihm vergleichend Wesentliches über die Veränderungen in Bestand und Struktur unsrer Mundarten seit 1600 feststellen. Soweit ein direkter Vergleich überhaupt möglich ist, hat man doch eher den Eindruck früher Bestätigungen als entscheidender Veränderungen; Sprachbewegungen bedeutenderen Ausmaßes lassen sich hier kaum ablesen. Was übrigens zu erwarten war, methodisch und faktisch: für solche Anliegen ist das aus der gedruckten Literatur zwischen 1600 und 1800 zu gewinnende Material doch zu unsystematisch; zudem dürften sich, wie Trümpy selbst einmal äußert, die wirklich großen Veränderungen meist vor dem Zeitraum 1600 bis 1800 abgespielt haben. Von ihnen gibt Müllers oben erwähntes Buch über die Mundart Basels im ausgehenden Mittelalter (1420 bis 1644) eine Vorstellung. Trümpy bleibt das Verdienst, das Experiment auch nach dieser Richtung gewagt und mit ganzem Einsatz durchgeführt zu haben: es mußte einmal unternommen werden.

Zürich *R. Hotzenköcherle*

*